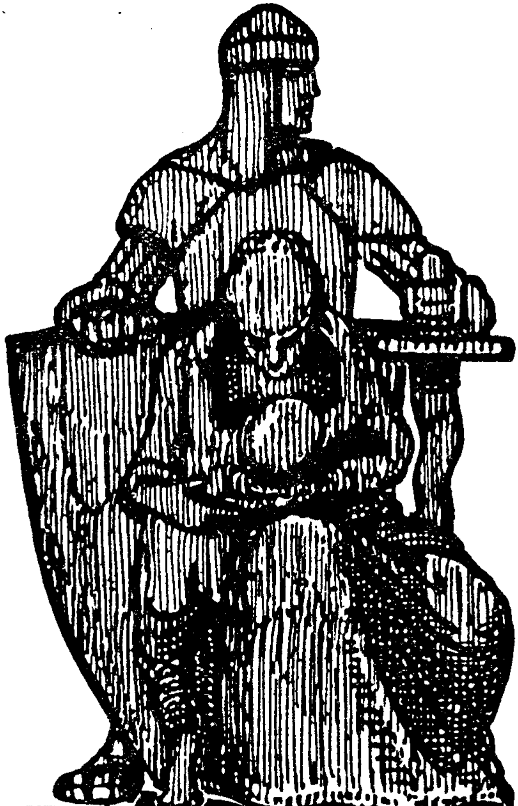


Deutsche Rast

Völkische, unterhaltende Erzählungen, Tatsachenberichte, Novellen, Balladen und Gedichte / Herausgegeben im Jahre

1941

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

Deutsche Rast 1941



Sippenforscher

Noch einmal wanderst du den Weg zurück
Eh' all dein Denken wie ein Hauch zerfließt.
In lang vergeßnen Tagen sucht der Blick
Bis sich die Zeit der Ahnen ihm erschließt.

Und wenn das altvergilbte Buch dir kündet
Daß reine Sitten, stolze deutsche Art,
auf denen sich ein starkes Volk gegründet,
Von deines Blutes Sippen treu gewahrt.

Und wenn du kannst in deiner Seele lesen,
Daß fremder Wahn dich nie in Ketten schlug,
Dann seid ihr alle, alle wert gewesen,
Daß eine Mutter euch ins Leben trug

Kuno Seinsch

Deutsche Rast
1941

(früher Tannenberg-Jahrbuch)

Zusammengestellt von Hanno v. Kemnitz
Zeichnungen von Hans Günther Strick

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Druck: Ludendorff-Druckerei München / 1940

Inhalts-Verzeichnis

Der Freiheit eine Gasse

Von Georg Herwegh 1817–1875

Vorm Feinde stand in Reih' und Glied
Das Volk um seine Fahnen,
Da rief Herr Struthahn Winkelried:
„Ich will den Weg euch bahnen!
Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,
Die ich auf Erden lasse —"
Und also sprengt er pfeilgeschwind
Der Freiheit eine Gasse.

Das war ein Ritter noch mit Fug,
Der wie ein heiß Gewitter
Die Knechte vor sich niederschlug —
O wär ich solch ein Ritter,
Auf stolzem Roß von schnellem Huf,
In schimmerndem Kürasse,
Zu sterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gasse!

Doch zittert nicht! Ich bin allein,
Allein mit meinem Grimme;
Wie könnt ich euch gefährlich sein
Mit meiner schwachen Stimme?
Dem Herrscher bildet sein Spalier,
Wie sonst, des Volkes Masse,
Und niemand, niemand ruft mit mir:
Der Freiheit eine Gasse!

Ihr Deutschen ebnet Berg und Tal
Für eure Feuerwagen,
Man sieht auf Straßen ohne Zahl
Euch durch die Länder jagen;
Auch dieser Dampf ist Opferdampf —
Glaubt nicht, daß ich ihn hasse —
Doch bahnet erst in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gasse!

Wenn alle Welt den Mut verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß du dein Herzblut rinnen!
Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfasse,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gasse!

General Ludendorff

Von Major Dr. Günther*)

Am 9. April 1940 war der Tag, an dem vor 75 Jahren dem Deutschen Volke einer seiner ganz großen Soldaten geschenkt wurde. Wohl jeder, dessen Geist und Urteilskraft nicht durch der Parteien Haß oder lebens- und erdfremde Beeinflussung umnebelt und getrübt sind, konnte sich an diesem Tage des tiefen Bedauerns nicht enthalten, daß der Feldherr Ludendorff, aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und seines Könnens schöpfend, an dem großen Geschehen unserer Tage nicht mehr mitwirken, daß ihm die Erfüllung seines Lebens und Strebens, den Sieg Deutschlands über seine Feinde, den wir von dem Ausgang dieses Krieges erhoffen und erwarten dürfen, versagt blieb.

Im Leben der Großen und dem Verlauf ihres Werkes herrscht meistens die Tragik. Gering ist unter ihnen die Zahl derer, die ihre Ziele der Erfüllung zuführen und am Schlusse ihres Lebens dem Glück, das auf die Dauer nur der Tüchtige hat, Dank sagen dürfen. Je größer die Leistungen, um so größer die Tragik, wenn ihnen der Erfolg versagt blieb. Bei Ludendorff steigerte sich diese Tragik — für ihn und Deutschland — zum Höhepunkt, weil er zu spät an das Steuer berufen wurde, während seine rechtzeitige Wahl als militärischer und damit in den schicksalentscheidenden Fragen auch als politischer Berater des Kaisers die Gewißheit des Sieges in sich geschlossen hätte, wie wir nach Beendigung des Dramas, das Für und Wider gewissenhaft abwägend, mit voller Überzeugung feststellen dürfen.

Zur Größe gehören nicht nur Wissen und Können, zu wahrer Größe gehören auch seelische und ethische Eigenschaften, die dem Manne, dem Menschen sein „Charakteristikum" geben. Mit Recht sagt der Chef des Generalstabes des Heeres, General der Artillerie Halder, in seiner Würdigung Ludendorffs zur Erinnerung an seinem 75. Geburttage:

> „....es war der Mann und Mensch in Erich Ludendorff, der dem Soldaten und Feldherrn seine besondere weltgeschichtliche Prägung gegeben hat. Das Männliche, das unerbittlich Wahrhaftige und Echte, das Folgerichtige und Unbeirrbare, das keinen Kompromiß duldet und keine Halbheit erträgt, ist der Grundzug seines Charakters gewesen. Die Furcht vor Mit- und Nachwelt, die Furcht vor dem, was die Zukunft bringt, hat in Männern wie ihm keine Stätte. Sie glauben an sich, sie wissen, was sie können, sie sind innerlich unabhängig, sie sind geborene Führer."

Jeder Führer bedarf der Gefolgschaft. Für den Truppenkommandeur sind das seine Soldaten, für den Feldherrn erweitert sich die Gefolgschaft im Zeichen des totalen Krieges vom Heer auf das ganze Volk. Beide — Führer und Gefolgschaft

---

*) Auch als Sonderheft für Frontsoldaten erschienen.

— sind aufeinander angewiesen. Deshalb muß der Glaube des Führers an sich dem Glauben an ihn gekoppelt sein. Das wieder setzt voraus, daß dem Führer neben seinen Fähigkeiten die Gabe gegeben ist, eine erzieherische Kraft auf seine Mannen von sich aus auszustrahlen, die sich nicht nur in dem unumgänglichen Vorbild ausdrücken soll, daß er ferner durch die Kraft des eigenen Geistes die Mittel zu Aufbau, Fortschritt und Erziehung als Grundlage für Tat und Erfolg schafft und mit der Kraft überragenden Geistes auch in die Wirklichkeit übersetzt. Allen diesen Forderungen entsprach eine Persönlichkeit wie General Ludendorff in der Vollendung. Hat die ihm anvertraute Gefolgschaft in ihrer Gesamtheit sich eines derartigen Führers würdig gezeigt? Diese Frage sei aufgeworfen — nicht um sie in aller Form zu beantworten, sondern den lebenden und kommenden Geschlechtern nahezulegen, sich dessen bewußt zu sein, daß es Pflicht ist, seinen wahrhaft Großen zu vertrauen und zu folgen. Daß das Deutsche Volk in seiner Mehrheit die Entlassung des Generals Ludendorff am 26. Oktober 1918 guthieß, zeigt, daß es damals eines solchen Mannes nicht wert war.

Nun kurz sein Werdegang, der bis zum Hauptmann der für den angehenden Generalstabsoffizier übliche war. Im Jahre 1877 kam er in das Kadettenkorps, aus dem er am 15. April 1882 im Alter von 17 Jahren als Leutnant in das 8. westfälische Infanterie-Regiment Nr. 57 in Wesel trat. Ludendorff war vom ersten Augenblick seines militärischen Lebens an für seinen Beruf begeistert. Er erhielt nach einigen Jahren Frontdienst das Kommando zur Militärturnanstalt und wurde dann zum Seebataillon versetzt. Darin sah er mit Recht eine Auszeichnung, zumal diese Versetzung mit einem um ein Jahr vordatierten Patent verbunden war und er über „Konnektionen" nicht verfügte. Reisen auf Kriegsschiffen nach Schweden, Dänemark, Norwegen und Britannien weiteten frühzeitig seinen Horizont. Mit der Einberufung zur Kriegsakademie im Jahre 1890 wurde er wieder in der Armee, und zwar im Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8 — Frankfurt a. d. O. — eingereiht. Daß der dreijährige Besuch der Kriegsakademie mit der Kommandierung zur Dienstleistung zum Generalstabe, endete, war bei einem so gewissenhaften, fleißigen, schon in jungen Jahren über dem Durchschnitt stehenden Offizier wie Ludendorff vorauszusehen. Da er auf der Kriegsakademie Russisch gelernt hatte, erhielt er Anfang 1894 eine Beihilfe zu einer dreimonatigen Reise nach Rußland (Petersburg, Moskau, Krim, Warschau). Im Generalstabe wurde er der russischen Abteilung zugeteilt. Er hatte als Aufgabe die Bearbeitung von „vierzehn oder mehr Staaten Nordeuropas, der Balkanhalbinsel einschließlich Rumäniens, und Asiens, soweit es nicht russisch oder englisch war, also auch Japans und Chinas". Der im Sommer 1894 ausbrechende Krieg zwischen Japan und China hob sich bereits am Horizont ab. Ludendorff, der auf der Kriegsakademie ein Schüler des bekanntesten Organisators der japanischen Armee, des Generals Meckel, war, hatte kurz vorher eine Denkschrift über den zu erwartenden Krieg verfaßt, die am Schluß die Erwartung aussprach, daß Japan über China mit Leichtigkeit siegen würde. Der Chef des Generalstabes Graf von Schlieffen nahm diese, der Auffassung weiter Kreise widersprechende Ansicht des jungen Hauptmannes als die seinige an. Die richtige Vorausschau brachte diesem die Ver-

setzung in den Generalstab im Frühjahr 1895. Im Frühjahr 1896 kam Ludendorff in den Generalstab des Armeekorps in Magdeburg, wurde 1898 Kompagniechef im Infanterieregiment von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61 in Thorn, 1900 Generalstabsoffizier der 9. Division in Glogau, 1901 Major, 1902 Ia beim Generalkommando V. Armeekorps in Posen und im März 1904 Sektionchef in der wichtigsten Abteilung des Großen Generalstabes, der Aufmarschabteilung. Auf seinen Wunsch wurde er im Herbst 1906 Lehrer an der Kriegsakademie. Er erwartete von dieser Lehrtätigkeit ein erhöhtes Wissen für die ihm zugesagte Stellung als Chef der Aufmarschabteilung. Auf die übliche kurze Verwendung als Bataillonskommandeur glaubte er verzichten zu können. Er lehrte Taktik, Generalstabsdienst und Kriegsgeschichte und freute sich des Eifers und des Geistes guter Kameradschaft, den die jungen Offiziere betätigten, welch letzterer nicht durch „Strebertum" oder „Schusterei", die er nicht hätte aufkommen lassen, litt. Er ließ seine Schüler gelegentlich auch kriegsgeschichtliche Vorträge halten. Scharf hielt er darauf, daß sie stets maßvoll über falsche Führerentschlüsse urteilten und eine Bescheidenheit in der Kritik sich zu eigen machten, deren seiner Ansicht nach sich jeder befleißigen sollte, der über militärisches Handeln urteilen zu müssen glaubt. Nichts ist ihm schon damals so verwerflich erschienen als ein Nachplappern von Urteilen ohne eine Sachkenntnis, die nur auf ernstem Studium beruhen kann. Mit besonderer Liebe nahm er sich der kriegsgeschichtlichen Vorträge an. Nicht nur seine Hörer, auch er selbst zog Nutzen daraus. Er äußerte sich selbst darüber:

„Durch das ernste Studium der Kriegsgeschichte habe ich meine Anschauung gefestigt. Mein Blick hat sich durch dieses Studium für die Reibungen, die ein Krieg immer mit sich bringen wird, geschärft. Ich hatte auch erkannt, welch ausschlaggebender Faktor ein zielbewußter Wille ist, und wie sittliches Verantwortungbewußtsein vor keinen Schwierigkeiten zurückschrecken darf und veraltete Anschauungen über Bord zu werfen hat. Kriegführen erschien mir als eine Kunst, der Feldherr mußte Begabung haben, diese aber mit eisernem Fleiß vereinigen, damit er in der Krise, in der Zeit zu Erwägungen nicht mehr vorhanden ist, den geschuldeten Entschluß findet, der der Lage, aber auch dem Wert seiner Truppen im Vergleich mit der gegnerischen entspricht. Eine ungeheuere Verantwortung liegt auf dem Feldherrn."

Im Jahre 1908 wurde Ludendorff, inzwischen zum Oberstleutnant aufgerückt, Chef der (2. Deutschen) Aufmarschabteilung. Es lag auf ihm neben der Bearbeitung des Aufmarsches nun die Sorge für das Heer, ja für die Sicherheit des Volkes. Seine Tätigkeit als Sektion- und Abteilungchef in dieser, wie schon erwähnt, wichtigsten Abteilung des Großen Generalstabes, fällt in eine Zeit zahlreicher außenpolitischer Krisen und Hochspannungen, mit denen, durch das planvolle Wirken verhängnisvoller, nicht erkannter überstaatlicher Kräfte geleitet, ein entsprechendes Versagen der Innenpolitik Hand in Hand ging. Das Volk wurde über die Gefahr, in die Deutschland durch die Pläne seiner Feinde und seine geographische Lage geriet, nicht aufgeklärt, teils durch Unvermögen der in führende Stellen berufenen Männer, teils durch ihre Abhängigkeit von überstaatlichen oder mit „überirdischen" Unwägbarkeiten arbeitenden Einflüssen und der daraus sich ergebenden Zwangs-

läufigkeiten. Das kläglichste Bild gab nach außen erkennbar die sogenannte Volksvertretung. Die heutige Generation weiß kaum noch, mit welchen Hemmnissen die politisch, militärisch, wirtschaftlich und kulturell führenden Männer damals zu rechnen hatten und in wie nutzloser Weise sie ihre wertvollen Kräfte großenteils vertun mußten. Auch Ludendorff gehörte zu ihnen. Zwar hatte er einen unmittelbaren Kampf mit Volksvertretung und Öffentlichkeit nicht zu führen, dafür aber um so heftiger mit denjenigen Männern, deren Aufgabe es war, hier von Amts wegen in die Bresche zu springen. Das hinderte einen Mann wie Ludendorff nicht, das für richtig Erkannte allen Widerständen zum Trotz durchzusetzen. Viel gelang ihm, vieles nicht. Ihm schwebte das Ziel der restlosen Durchführung der Wehrpflicht und einer auf der Höhe der Zeit befindlichen Ausstattung der Wehrmacht mit den nötigen Kampfmitteln vor. Parlament, Ressortschwierigkeiten, Unverstand, böser Wille, Abhängigkeit von priesterlichen Herrschaftansprüchen, die im parlamentarischen Sumpfe unter Mißbrauch religiös-ethischer Werte zum Austrag gebracht wurden, ja selbst bewußter Landesverrat, nicht zuletzt der Tanz um das goldene Kalb, das Sterben in Demut vor dem Gelde, warfen Männer wie ihm und der von ihnen vertretenen Deutschen und völkischen Sache Knüppel zwischen die Beine, wo sie konnten. Mit Recht schreibt er erbittert, den verheerenden Einfluß des mit der Goldwaage Wägbaren auf das Unwägbare geißelnd:

„Mit dem Amtsantritt des Staatssekretärs des Reichsschatzamtes Wermuth im Jahre 1909 war dieses Amt zum ausschlaggebenden in Deutschland geworden. Er hatte den Satz geprägt: ‚Keine Ausgabe ohne Deckung' und ihn auch zur Geltung gebracht. Das wirkte sich immer verhängnisvoller auf die Gestaltung unserer Wehrmacht und immer lähmender auf alle Entschließungen des Kriegsministers aus. Reichsschatzamt und Reichstag hingen wie ein Bleigewicht an dem Kriegsminister und seinen Offizieren und ließen keine Entschlußfreudigkeit im Kriegsministerium aufkommen. Generalstabsoffiziere, die als entschlußfreudige Menschen in das Kriegsministerium gingen, wurden bald durch die dort herrschende Luft in ihrer Entschlußkraft gelähmt. Hoffnungen, die ich auf sie gesetzt hatte, daß sie meinen Kampf unterstützen würden, mußte ich nur zu oft aufgeben. Einige Offiziere des Kriegsministeriums waren indes durch die Verhältnisse ihrer Behörde verbittert und klagten mir ihr Leid und bestärkten mich in meinen Forderungen."

Ludendorff hat später mit Recht betont, daß das Deutsche Volk bei rechtzeitiger Anlage weniger Millionen sich die Ausgabe vieler Milliarden als Folge des Friedensvertrages von Versailles hätte ersparen können. Seine umfangreiche, verantwortungvolle Betätigung führte ihn hinaus in alle Gegenden des Reiches. Alle Festungen hatte er zu besuchen, an Versuchen auf den staatlichen und im Besitz der Industrie befindlichen Artillerieschießplätzen sowie an Übungen der Verkehrstruppen im Feldbahnbau, Kraftwagen- und Funkerübungen teilzunehmen und sich ein Urteil über die damit verbundenen mannigfachen Fragen zu bilden. Selbstverständlich auch über das sehr wichtige, in diesem Jahrzehnt aufkommende Gebiet der Luftschiffahrt. Hier mag er selbst zu Worte kommen:

„Im Herbst 1908 war das erste Luftschiffmanöver in Köln. Es galt der Prüfung

des Zeppelin, der Luftschiffe des Majors Parseval und des Luftschifferbataillons. Dem Zeppelin wurde der Vorrang gegeben, aber er war ungelenk, das Hinaus- und Hineinführen in die festen Hallen bot erhebliche Gefahrenmomente. Ein ungünstiger Wind konnte das Luftschiff gegen die Einfassung der Tore drücken, ja, es einknicken lassen. Ich habe dem Luftschiff skeptisch gegenüber gestanden, den Zeppelinbau aber dann gefördert*).

Mit voller Überzeugung trat ich für den Flugzeugbau und die Förderung der Fliegerwaffe ein. Das erste Flugzeug sah ich auf dem Tempelhofer Felde. Es wurde noch eine Gleitbahn herabgelassen, um ihm so einen gewissen Schwung zum Ablauf zu geben. Es war ein kläglicher Anblick. Ich glaube, die Brüder Wright führten es. Bald darauf erschien ein Franzose, das war schon ein anderes Bild. Hier wurde eine Kriegsmaschine gezeigt. Wie bei allen Erfindungen und Neukonstruktionen so waren auch beim Flugzeug viele Kinderkrankheiten zu überwinden, Kinderkrankheiten, die um so ernster zu nehmen waren, da sie sehr leicht den Tod des Flugzeugführers zur Folge haben konnten. Das Fliegen mit dem Flugzeug galt für gefahrvoll. Da es im wesentlichen im Dienst der höheren Führung stand, stieg ich sehr frühzeitig in Döberitz mit einem solchen auf. Der Flugzeugführer saß mir zwischen den Beinen. Die hingen über den Flächen des Flugzeuges im Freien. Es war starker Bodenwind; wir kamen nicht hoch. Die Fahrt war nicht sehr angenehm, aber die Flugzeugführer hatten Vertrauen gewonnen. Damals hielt ich das Flugzeug für ein Erkundungmittel, sehr bald wurde es auch ein Kampfmittel. Wie ich es im Frieden gefördert habe, so förderte ich es später, als ich Erster Generalquartiermeister wurde, im Weltkriege.

Oft war ich überdies auch in Nauen, wo die erste feste Funkstation des Deutschen Reiches errichtet wurde.

Ich bin nicht in alle Geheimnisse der Technik eingedrungen, wie es zum Beispiel General Moltke gelang, der einen hervorragenden ‚technischen Verstand' hatte, und erst recht dem Chef der ‚Technischen Sektion', Major Thomsen. Aber ich konnte klar die Anforderung stellen, die für die kriegsbrauchbare Verwendung und Ausrüstung als Mindestforderung zu stellen war und ließ mir bei Übungen kein X für ein U vormachen. Ich konnte den Chef des Generalstabes richtig in seinem ernsten Streben beraten, dem Heere und seiner Führung die so unendlich schweren Aufgaben zu erleichtern. Aber ich erkannte auch, welches Nachdenken und welche Mühen nötig waren, kriegsbrauchbares Gerät zu schaffen und damit erst die Technik in den Dienst des Heeres zu stellen."

Auf seine eigentliche Tätigkeit als Chef der Aufmarschabteilung kann auf die in diesem Namen liegende, für den Kriegsfall grundlegende Hauptaufgabe im Rahmen dieser Ausführungen und der damit verbundenen strategischen, außen- und innenpolitischen, sonstigen militärischen, wehrwirtschaftlichen, verkehrstechnischen, gesundheitlichen Fragen usw. nicht eingegangen werden. Es sei nur auf die riesige

*) Im Kriege sollten sich meine Befürchtungen als gerechtfertigt erweisen. Graf Zeppelin selbst schloß sich im Kriege meiner Meinung an, daß der Luftschiffbau einzustellen sei. Ich verfügte das 1917.

Arbeitleistung Ludendorffs und die Tatsache hingewiesen, daß er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln das Beste aus der durch die parlamentarische Verfassung des damaligen Reiches gehemmten Situation herausgeholt hat. Er setzte die Wucht seiner Persönlichkeit dafür ein. Sein Hauptkampf galt dem Kriegsministerium und, wo es nötig war, auch den eigenen unmittelbaren Vorgesetzten im Generalstabe. Da konnte es nicht ausbleiben, daß er sich als „unbequemer Untergebener" mißliebig machte. Er wurde am 27. Januar 1913 Kommandeur des in Düsseldorf stehenden rheinischen Füsilierregiments Nr. 39, ein Jahr später, im April 1914, Kommandeur der 85. Infanteriebrigade in Straßburg i. E., nicht, wie es nach seinen Fähigkeiten und Verdiensten als selbstverständlich von den urteilsfähigen Kreisen des Generalstabes und höheren Offizierkorps erwartet wurde, als Oberquartiermeister I in den Großen Generalstab zurückberufen.

An die Zeit als Regimentskommandeur, ebenso wie an die als Kompagniechef, dachte er stets mit besonderer Liebe zurück. Hatte er doch hier Gelegenheit, mit Männern aus allen Schichten des Volkes in engster Fühlung zu arbeiten und seine großen erzieherischen Talente voll zur Geltung zu bringen! Den Abschluß seiner kurzen Tätigkeit als Brigadekommandeur bildete das Brigadeexerzieren in Bitsch. Ein Teilnehmer an den Brigadeübungen berichtet darüber:

„Über uns ballten sich die Gewitterwolken des nahen Krieges; dazu die schöne Natur des uralten Wasgenwaldes, aus dessen rauschenden Baumriesen das verträumt lauschende Ohr in Gefechtspausen ab und zu das nahe Schwertgeklirr der mannhaften Streiche Waltharis im Kampfe gegen Gunther und seine Mannen zu hören glaubte, und vor allem die überragende Persönlichkeit Ludendorffs! Das waren unvergeßliche Tage. Am Montag, dem 27. Juli 1914, fünf Tage vor Ausspruch der Mobilmachung, war Besichtigung durch den Kommandierenden General. Die Brigade (das 6. sächsische Infanterieregiment Nr. 105, das 4. lothringische Infanterieregiment Nr. 136 und das zugeteilte 2. elsässische Pionierbataillon Nr. 19) hatte den Auftrag, einen bei der Stadt Bitsch stehenden Gegner anzugreifen. Die vom tiefen Ernst der Lage getragene, mit Recht überaus günstige Kritik des Kommandierenden Generals schloß mit den Worten: ‚Der Angriff der Brigade Ludendorff ist unwiderstehlich!'"

Der nun ausbrechende Weltkrieg sollte beweisen, daß Ludendorff nicht nur mit einer Brigade, wie auch wenige Tage nach der Bitscher Übung bei Lüttich, hier allerdings in blutigstem Ernst, Siege zu erfechten wußte. Die Führung der Brigade vor Lüttich hatte er im kritischen Augenblick kraft eigenen Entschlusses an Stelle des gefallenen Brigadekommandeurs übernommen, um, seinen Mannen durch Nacht und Tod voranschreitend, am Tor der Zitadelle der großen Gürtelfestung Einlaß heischend anzuklopfen und den vor solcher Kühnheit die Flagge streichenden Gegner durch die Macht der Persönlichkeit zu bedingungsloser Übergabe zu zwingen. Wenige Wochen nach dieser zweiten Brigadeführung brachte er durch Tannenberg das bis dahin vollgültigste Beispiel einer Vernichtungschlacht großen Stils von Armee zu Armee, noch dazu unter den schwierigsten Begleitumständen. Dann folgte Schlag auf Schlag im immer größer werdenden Rahmen, je mehr das Feldherrntum Luden-

dorffs in die Erscheinung trat, bis der Kaiser ihn im Spätsommer 1916, gemeinsam mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, mit der Leitung der Operationen beauftragte — zu spät, wie schon eingangs festgestellt. Militärisch hätte sein Genie wohl auch dann noch die Lage gemeistert, wenn ihn nicht die schwächliche Politik immer und immer wieder gehemmt hätte, anstatt, das Große in ihm erkennend und seines Geistes Hauch verspürend, ihn mit allen Mitteln zu unterstützen.

Dieser Mangel an Unterstützung, diese Ablehnung, die sich sogar gelegentlich zu offener Feindschaft steigerte, nimmt wunder, da der General, dem die knappe, sachliche, preußisch-kurze Art des Verkehrs, die wohl hier und da nicht angenehm empfunden wurde, schon infolge übergroßer Inanspruchnahme, aber auch von Hause aus eigen war, im Grunde seines Herzens und Wesens eine zugängliche, mitempfindende, hilfebereite Natur war. Ein Feldherr muß die Härte selbst sein können. Das mag leicht sein, wo kein Gewissen, kein Herz hemmend entgegensteht. Dann wird Härte leicht zur Grausamkeit. Ludendorff wußte, daß fast jeder seiner Befehle mehr oder weniger Menschenleben vernichtete. Das ist im Kriege nicht anders. Und doch, wie schwer lastete es auf einem verantwortungbewußten Führer wie ihm!

„Die Menschen ahnen nicht, welche Anforderungen der Krieg an das Herz des Feldherrn stellt. Sie wissen nicht, daß alles, was Kopf und Wille zu leisten haben, Spielerei ist gegenüber den Strapazen, die das Herz tragen muß. Die unsagbaren Leiden der Truppe, die Leiden des Volkes in der Heimat, die Leiden der Flüchtlinge nach einer Niederlage, vor allem aber die Leiden in den Lazaretten türmten sich jeden Tag und besonders jede Nacht auf meiner Seele."

Oder wenn er in seinen „Kriegserinnerungen" schreibt:

„Die Last ist gewaltig, die auf der Infanterie liegt, das hat auch dieser Krieg erwiesen. Stilliegen unter feindlichem Trommelfeuer, in Schmutz und Schlamm, in Nässe und Kälte, hungernd und dürstend, oder zusammengepfercht hockend in Unterständen, Löchern und Kellern in Erwartung der feindlichen Übermacht und sich erheben aus sicherer Deckung zum Ansturm gegen verderbenbringenden Feind, den Tod im Auge, das ist Mannestat. Mit dem 22. Oktober 1917 begann der fünfte Akt des ergreifenden Dramas in Flandern. Ungeheure Munitionmengen, wie sie Menschenverstand vor dem Kriege nie erdacht hatten, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die in tiefverschlammten Geschoßtrichtern zerstreut, ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr, das war ein unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Im Vorfelde von unserem Munitionhagel getroffen, brach er oft zusammen, und der einsame Mann im Trichterfelde atmete auf. Dann kam die Masse heran. Gewehr und Maschinengewehr waren verschlammt. Mann rang gegen Mann, und die Masse hatte nur zu oft Erfolg."

Was hatte aus dem Manne, der so dachte, die verhetzende Propaganda seiner Gegner gemacht? Einen Bluthund, einen Mörder, ja, einen Massenmörder! Hierfür ein Beispiel: Als General Ludendorff zur Zeit der Herrschaft der Sozialisten in

Lüneburg zu einem Vortragsabend eintraf, empfing ihn auf dem Bahnhof der johlende und pfeifende Pöbel. Ein Mann schleuderte, nahe herantretend, dem General das Wort „Massenmörder" in das Gesicht. Ludendorff sah ihm scharf in das Auge, ging, ohne sich von seiner Begleitung abhalten zu lassen, auf den Mann zu und herrschte ihn in bestimmtem, aber ruhigem Tone an: „Sehe ich so aus?" Stille trat ein! Der Mann riß, sich seines Frontsoldatentums erinnernd, die Hacken zusammen: „Nein, Exzellenz." Ludendorff reichte ihm die Hand, General und Arbeiter gingen gemeinsam zur Stadt. Die Menge folgte stumm und erschüttert.

Zu seinem Burschen, der sechs Jahre lang bei ihm Dienst getan hat, stand er in einem ganz reizenden kameradschaftlichen Verhältnis. Er schrieb ihm unter anderem:

„Mein lieber Rudolf! Ich denke Ihrer stets in gleicher Treue und freue mich, daß auch Sie mir Treue halten, wie in den schwersten Tagen meines Lebens.... Ich vergesse Sie nicht, Sie ganz besonders nicht, der so treu gute und böse Tage mit mir geteilt hat.... Zu Ihrer Hochzeit wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, und bei dem ersten Kinde will ich Pate stehen. Sie haben mir treu gedient, auch mit dem Herzen. Das vergesse ich nicht. Also Glück auf auch für die Zukunft."

Seine Untergebenen, gleichgültig ob Bursche, Soldat oder Offizier, schwärmten für ihn. Man könnte ein Buch allein über dieses Kapitel schreiben. Es sei jedoch hier nur noch das Zeugnis eines seiner ältesten Freunde und Verehrer, des Generalleutnants Bronsart von Schellendorf, ehemaliger Chef des Generalstabes des türkischen Feldheeres, angeführt:

„Als Stabsoffizier schon und bis in sein Feldherrntum kannte Ludendorff keine Vorurteile. Er setzte bei allen ihm unterstellten Offizieren den gleichen Pflichteifer, der ihn beseelte, in Rechnung. Er schuf durch diese Auffassung eine Stimmung gegenseitigen Vertrauens, die ihn mit seinen Mitarbeitern schon im Großen Generalstabe, aber auch bis in die Oberste Heeresleitung kameradschaftlich verband. Jeder wußte, daß es um das Höchste ging, und war bestrebt, dem Beispiele dieses großen Soldaten nachzueifern.

Aber auch das unbestechliche Gefühl der Truppe erkannte in dem harten, nur an den Sieg denkenden Feldherrn doch zugleich den fürsorgenden und mitfühlenden Kameraden....

Als Ludendorff am 28. Oktober 1918 entlassen wurde, ahnten wir Frontsoldaten, daß uns nicht nur der Feldherr, sondern auch unser bester Kamerad genommen worden war."

Der gute Kamerad zeigt sich am besten im Unglück. Das bezeugte Adolf Hitler dem Feldherrn am 26. Februar 1925 mit den Worten:

„.....Gedenken wollen wir aber vor allem eines Mannes, der nichts zu gewinnen, jedoch den Ruhm des unvergänglichen Führers der Deutschen Feldarmeen im größten Kriege der Welt zu verlieren hatte und sich dennoch zum schweren Opfer entschloß, seinen Namen und seine Tatkraft der führerlosen Bewegung zu schenken. In General Ludendorff wird die Nationalsozialistische Bewegung für immer den

treuesten und uneigennützigsten Freund verehren. Was die Bewegung an ihn ketten wird, ist nicht die Erinnerung an geschenkte Freundschaft im Glück, sondern bewahrte Treue in Verfolgung und Elend."

Das waren nur einige Streiflichter auf den Menschen und Kameraden Ludendorff. Geniales Können, Charakterstärke und Herzensgüte paarten sich bei ihm zu vollendeter Harmonie.

So beschaffen war der Mann, dem das militärische und in wachsendem Maße auch das politische Steuer des Deutschen Reiches während der zweiten Hälfte des Weltkrieges anvertraut worden war. Es ist nicht Zweck dieser Abhandlung, das Wirken Ludendorffs in dem gewaltigen Völkerringen, auch nur kurz skizziert darzustellen. Das haben berufene Federn in ausgiebigstem Maße getan und werden es noch in fernen Zeiten tun. Die Urteile sind zum überwiegenden Teile glänzend, wie nicht anders zu erwarten. Es fehlt indessen auch nicht an weniger wohlwollenden Kritiken, denen verschiedenartigste Beweggründe die Feder führten. Am kürzesten und treffendsten hat wohl ein ehemaliger Angehöriger der französischen Heeresleitung im Weltkriege, der General Buat, dem General Ludendorff das Urteil gesprochen:

„Ludendorff wird als der Feldherr des Weltkrieges in die Geschichte eingehen Er ist doch der Größte unter uns."

Die Kunde vom heldenhaften Ringen des Deutschen Heeres von 1914 bis 1918 wird, wie der Kampf und Tod der Nibelungen, die Jahrtausende überdauern. Die damaligen Frontkämpfer, aber auch die auf dem Plan großer Ereignisse lebende heutige Generation weiß, daß sich dieser vierjährige Kampf um Sein oder Nichtsein am leuchtendsten wiederspiegelt und verkörpert in der Person des größten Deutschen Soldaten des Weltkrieges, Generals Erich Ludendorff.

Wenn das Deutsche Heer den politischen Enderfolg nicht an seine Fahnen knüpfen konnte, so war es nicht Schuld der Soldaten und ihrer Führung. Der Dichter Paul Warncke hat recht, wenn er singt und sagt:

„Wenn tausend einen Mann erschlagen,
So ist's nicht Sieg, so ist's nicht Ehr',
Noch klingen wird's in fernsten Tagen,
Gesiegt hat doch das D e u t s c h e Heer!"

Nicht Sieg oder Niederlage ist indessen das Ausschlaggebende bei der Erscheinungen Flucht in der Geschichte des Deutschen Volkes; ausschlaggebend ist die Art und Weise, wie es sich jeweils darauf eingestellt hat. Am unerfreulichsten pflegte es sich zu benehmen, wenn es im Glück war. Die Zeit des großen wirtschaftlichen Aufstiegs nach 1870/71, der mangelnde Kampfeswille gegen überstaatliche Umgarnungen verschiedener Richtung hat es unfähig gemacht, unter heldenhafter Führung einen schweren Kampf heldenhaft zu bestehen. Es fiel aus Mangel an letzter Opferbereitschaft. Ludendorff wurde durch das Unglück nicht zu Boden gedrückt, wie große Teile des Volkes. Er wuchs. Er erkannte die Ursachen, die zur Katastrophe geführt hatten, und suchte sein Volk aus dem Sumpf zu retten. Vielfach verargte

man ihm, daß er mit Heiliggewordenem, seiner innersten Überzeugung nach aber Überlebtem brach. Mit dem ihm angeborenen Mute und dem fanatischen Drange nach ungeschminkter Wahrheit nahm er in seinem letzten, dem siebten Lebensjahrzehnt, einen riesigen Kampf auf sich. Vielleicht werden kommende Geschlechter diesen Endkampf noch höher einschätzen als seine geniale Leistung als Feldherr. Es kommt dabei nicht einmal so sehr darauf an, ob er recht hat oder irrt. In dem von tiefem sittlichen Willen getragenen Kampf um Wahrheit, der alle ethisch hochstehenden Deutschen zur Stellungnahme und zur Beschäftigung mit hohen, hehren Fragen zwingt, zeigt sich sein Träger als der Wegweiser, als der Erzieher nicht nur der Wehrmacht, der stets in erster Linie sein Fühlen und Denken galt, sondern seines ganzen Volkes. Er hielt das für seine Pflicht:

„Ich bin in meinem Soldatenleben nur einen Weg gegangen, den geraden Weg der Pflicht."

Quellen: General Ludendorff „Mein militärischer Werdegang — Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer", Ludendorffs Verlag, München, 1933. — Als weitere Quellen wurden seine eigenen Schriften, in erster Linie „Meine Kriegserinnerungen", „Kriegführung und Politik", sowie „Der totale Krieg" benutzt. Auch wurde das von Dr. Mathilde Ludendorff 1933 herausgegebene Werk „Erich Ludendorff, sein Wesen und Schaffen" herangezogen.

Kein Neid, kein Haß kann seine Größe mindern,
„die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"
Es schwillt das Herz und Stolz färbt unsern Kindern
die Wangen, wenn von Ludendorff man spricht!
Die Meute seiner Feinde wird nicht hindern,
daß die Unsterblichkeit den Kranz ihm flicht,
die Menschen kommen und die Menschen gehen,
das Werk des Genius, es bleibt bestehen.

Schlußstrophe aus dem Festspruch zum 70. Geburttag Erich Ludendorffs, gesprochen und verfaßt von Walter Löhde am 9. Ostermonds 1935

Ein Bootsmanöver 1888

Da hockt er wahrhaftig immer noch voller Arbeiteifer auf dem Schneidertisch, den ich vor einem Menschenalter als einen der gewandtesten Turner in unserem Gau bei den großen Veranstaltungen ob seiner Geschicklichkeit so oft bewunderte. Mich trieb es, von einem gemeinsamen Bekannten einiges von ihm zu erfahren; denn der Meister hatte ihn als seinen Leutnant gekannt, während ich erst viel, viel später in Beziehung zu dem Manne trat, als die Deutsche Not so manchen zu ihm führte.

Als ich dem greisen Meister meinen Wunsch mitgeteilt hatte und den Namen des Mannes nannte, der sich über das Heer und seine Zeit und sein Volk erhob, da sank dem Alten die Arbeit in den Schoß, und für eine Weile verharrte sein Auge in der Ferne über Raum und Zeit hinweg.

Dann straffte sich der alte Turner, und froh klang es: Ja, der! Der war einer! Von dem könnte man viel erzählen. Wo soll man da anfangen? Hm. Warten Sie. — So — jetzt hab ich was. Hören Sie:

Wir vom Seebataillon hatten einmal ein Bootsmanöver vor der ersten Hafeneinfahrt in dem kleinen, einsamen Wilhelmshaven. Zwölf Mann stark saßen wir in dem Kutter auf den Bänken. Unsere Fäuste umklammerten die schweren Riemen. Breitbeinig stand der Unteroffizier am Ruder und hatte das Kommando. An Backbord saß ganz vorne als letzter ein Leutnant, der uns von der Armee zugeteilt war.

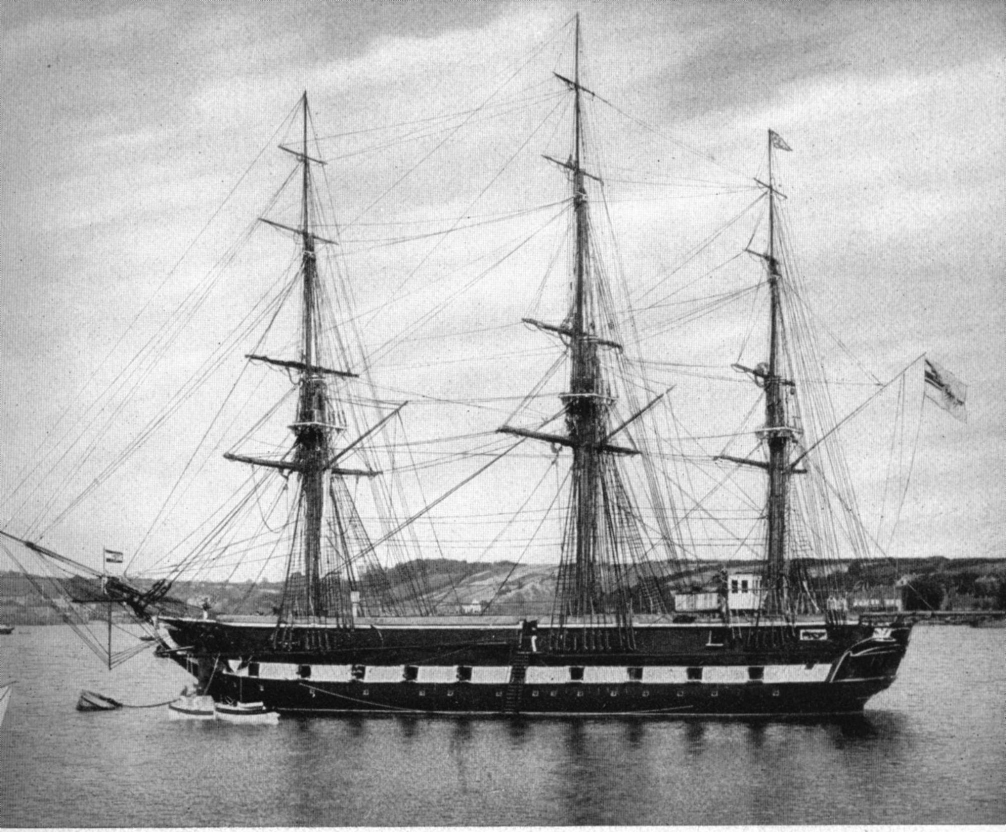
Der Schlagmann neben mir machte kniffige Augen. Der Unteroffizier sah es wohl, ließ sich aber nichts merken. Erst übten wir: Riemen raus — so einige zwanzig mal, wissen Sie. Na, das war so der Vorgeschmack von dem Spuk, der da kommen sollte; denn ein echtes diesiges Nordseewetter mit heftiger Brise lauerte auf uns. Dazu die Flutströmung, die da um die Ecke drückt. Sie kennen das dort ja.

Nun, da mußte man schon scharf reinhauen und sich in die Riemen legen, wenn der ungefüge Kutter nicht nach Arngast oder gar nach Dangast abtreiben sollte.

Wir also in die Riemen gelegt, daß die Knochen knackten und der Kasten mit schäumendem Bug durchs Wasser schoß. — Es ist mir wie gestern, was sag ich? — wie jetzt.

Die Kommandos des Unteroffiziers sind so ein hartes Lied, das nur zwei Töne hat, das uns aber antreibt, das alle Kräfte in uns hoch reißt. Das Rumpeln der Riemen und das Rauschen des Wassers geben die Begleitmusik dazu. Unhörbar singt in uns das Blut, ein Lied von nie ermüdender Jugendkraft und stählernem Willen. Und das Herz pocht den Takt. Es ist herrlich: um uns und in uns braust es, das Siegeslied, das der Seemann erlebt, das in seiner Kraft und Schönheit niemand in Worte fassen kann.

Der Schlagmann blinzelt mich an und nickt nach hinten. Das bedeutet: Was der Leutnant wohl macht? Und dabei gibt er ein Zeitmaß an, daß es eine Art hat. Waren wir's auch schon gewohnt, wird's manchem doch nachgerade ernst, und zusammengebissene Zähne und rote Köpfe verraten, daß die Anstrengung nicht ganz gewöhnlich ist.



Das Segelschulschiff „Niobe" Aufnahme: Archiv Ludendorffs Verlag

„Die Bordkommandos führten mich hinaus auf die See. Das Meer wirkte gewaltig auf mich ein. Die Größe Gottes sprach aus ihm, ob es nun still da lag, oder Sturm es bewegte. Die „Niobe" war ein Segelschiff. Welcher Zauber lag darin, wenn das Schiff mit vollen Segeln geräuschlos vor dem Winde dahinglitt. Wie mußten junge Kadetten sich stark und gekräftigt fühlen, wenn sie bei schwerem Winde auf die Rahen entern mußten, um die Segel einzuziehen oder zu reffen. Ja, auf der „Niobe" da war noch Seemannsleben und Seemannspoesie. Das Leben an Bord war überaus enge. Meine Kammer lag in der Offiziersmesse und neben der Pantri (Aufenthaltsort des Koches) so tief im Schiff, daß nur bei günstigem Wetter ihr Bulleye (Fenster an der Bordseite) geöffnet werden konnte, ohne daß ich befürchten mußte, daß Seewasser hineinschlug. Das Wasser in der Bilge, dem untersten Schiffsraum, stank. Da war die Luft unten oft widerlich verbraucht. Das zwang zum Aufenhalt an Deck, und ich genoß die herrliche Seefahrt."

General Ludendorff: „Mein militärischer Werdegang"



Ludendorff als Leutnant im Seebataillon

Endlich Pause. Riemen hoch. Ruck. Es klappt. Wir sind ja im Eifer. Da gleitet der Blick des Unteroffiziers zu dem Leutnant. Doch der Gleichmut verfliegt, und eine sekundenlange Spannung liegt ihm im Blick. Was ist das? Später hat er's uns erzählt.

Kriecht da nicht unter den Händen des Leutnants ein winzig feines rotes Schlänglein hervor. Beileibe ja. — Blut. Seine Hände sind so harte Arbeit nicht gewöhnt, sie haben keine Schwielen. Sie rissen.

„Wünschen Herr Leutnant abgelöst zu werden?" Höflich und bestimmt klang es von vorn: „Danke. Ich muß wissen, was verlangt wird und darf nicht mehr fordern als ich selber leisten kann. Machen Sie nur weiter."

Das ging uns durch, wissen Sie. Der Unteroffizier sieht in aller Augen ein frohes Aufblitzen: Das ist noch ein Leutnant. Der Schlagmann kriegt rote Ohren und und schämt sich ein wenig. Da dröhnt plötzlich die Werftsirene dazwischen. Auch unsere Arbeit war beendet. Rasch rudern wir noch die paar hundert Meter bis an die Mole. Gelassen steigt der Leutnant aus, zieht seine weißen Handschuhe an, grüßt und geht mit festen Schritten den Deich entlang nach der Stadt, seiner Wohnung zu.

Wir alle sehen ihm nach. Aber einen Augenblick nur, denn der Gefreite ruft: Mensch, der Leutnant Ludendorff läßt sich nicht lumpen. Der hat durchgehalten. Und dann erzählte der Unteroffizier, was er beobachtete hatte. Der Riemen war noch am Griff rot.

Der Meister schwieg eine Weile — noch ganz in Erinnerung verloren. Dann sagte er bewegt: Sehen Sie, von dem Tage an achteten wir Leutnant Ludendorff nicht nur wie gleich am ersten Tage, nun verehrten wir ihn alle. — Ja, ja — er ließ sich nicht klein kriegen. Er war immer Kamerad. Bei Lüttich hat ers aller Welt gezeigt. Was er später für uns tat, das weiß nur der zu schätzen, der die Wandlung erlebte, als Ludendorff in die Oberste Heeresleitung kam. Was muß er in jenen Jahren alles um uns und mit uns erlitten haben. —

Der Alte sann und ließ jedem seine Gedanken; denn Gehilfe und Lehrling ruhten schon längst die Hände auf der Arbeit im Schoß.

Es war Stille in der Werkstatt. — Feierstunde.

Ich reichte dem Meister die Hand zum Dank und Abschied. Da wäre jedes weitere Wort zu viel gewesen. Erst im Straßenverkehr wurde mir bewußt: So ist es immer, wenn ein Großer unter uns tritt, selbst unscheinbare Tat offenbart uns den Kern seines Wesens.

Am Grabe Erich Ludendorffs

Ein heilger Ort ist uns dein stilles Grab,
Ein ewig Mahnmahl gottesstolz zu handeln
Und nach dem Beispiel, das dein Leben gab,
Uns selber zur Vollkommenheit zu wandeln.

Erich Limpach

„Die Geschichte wird urteilen...."

Von Margarete Dierks

Wie oft kann man dies Wort in geschichtlichen Abhandlungen lesen, „die Geschichte wird einst urteilen" über dies oder das Geschehen oder diese und jene Persönlichkeit. Bei allen, die dies Wort hören, lesen und gebrauchen, taucht dann das alte Sagenbild der Göttin der Geschichte auf, die mit goldenem Griffel das Weltgeschehen aufzeichnet und mit unbetrügbarem Blick Bedeutung und Wert der geschichtlichen Tat erkennt. Vom ernsten Wahrheitforscher auf dem Gebiet der Geschichte bis herab zum tendenziösen Geschichteklitterer wird dies antike Bild beschworen, um den Ausführungen Größe und Zukunftweite zu geben.

Wir Deutschen der Gegenwart haben es uns vorgenommen, alle „Götter" und „Göttinnen" zweifelnd zu betrachten und sie auf ihre Echtheit hin zu prüfen. Wir haben es von dem großen Philosophen Kant gelernt, daß unsere Vernunft, soweit die Welt der Zeit und des Raumes und der Ursächlichkeit reicht, nicht nur forschen und urteilen kann, sondern auch soll. Und wir haben es von der großen Philosophin Frau Dr. Mathilde Ludendorff gelernt, daß in der Geschichte nicht irgendwelche Götter von außen eingreifen und wirken, sondern daß es die menschliche Seele mit all ihren Kräften, den göttlichen wie den unvollkommenen ist, die Geschichte gestaltet*).

Das Schreiben und Lehren der Geschichte als dem Wissen von dem Geschehen im weitesten Sinne in und zwischen den Völkern ist zumeist Vernunftwerk des Menschen. Nur ganz wenige Große gibt es, die bei ihrem Forschen in genialer Schau das Wesen in der Mannigfaltigkeit erfaßten und es uns in ihrer Darstellung verspüren lassen.

Als Vernunftschaffen unterliegt dies Forschen und Schreiben der Möglichkeit all der Gefahren, die diese Begabung des Menschen mit dem zweckverwobenen Denkvermögen mit sich bringt: also z. B. nicht nur dem Irrtum, sondern der Lüge, nicht nur dem Nichtwissen, sondern der bewußten Fälschung, nicht nur dem Mißverstehen, sondern der bewußten Verzerrung usw. Die Beurteilung des Geschehens und der geschichtlichen Persönlichkeiten unterliegt zugleich dem Wertemaßstab, der in dem betreffenden Forscher bestimmend ist. Der Deutsche Geschichteschreiber wertet anders als der jüdische oder der christliche. Auch die Berichte über Tatsachen sehen bei diesen dreien jeweils verschieden aus.

Angesichts dieser Wahrheit werden wir etwas mißtrauisch gegenüber dem Urteil der sagenhaften Göttin der Geschichte. Ja, es erscheint uns der göttlichen Sphäre gänzlich entrückt. Menschen schreiben Geschichte, Menschen beurteilen geschichtliche Vorgänge und Persönlichkeiten. Deshalb dürfen wir uns nicht genügen lassen an dem trügerischen Ausblick „einst wird die Geschichte urteilen....". Denn wer schreibt Geschichte? Ist es ein Mensch, der durch die Zugehörigkeit zu irgendeinem Geheim-

---

*) Vergleiche Dr. Mathilde Ludendorff: „Die Volksseele und ihre Machtgestalter".

bund im Auftrag oder nur unter dem Einfluß der überstaatlichen, internationalen Mächte schafft? Ist es ein Mensch, dem fremde internationale Religionlehren das Artbewußtsein zerstörten und ihm einen artfremden Wertmaßstab suggerierten? Oder ist es einer, der sich „sachlich" nennt, der grundsätzliche Angaben, wie z. B. ob dieser oder jener, über den er schreibt, Jude, Freimaurer, Okkultgläubiger oder ähnliches war, einfach unterläßt, wie sie ihm in seine Voraussetzunglosigkeit nicht hineinpassen?

Machen wir uns diese Dinge an einigen Beispielen klar:

Der Feldherr Ludendorff hat in unermüdlichem Forschen die Geheimnisse der Überstaatlichen und die Grundlagen ihrer Macht enthüllt. Er hat damit in manchen dunklen Punkt der Weltgeschichte das Licht klarer Erkenntnis gebracht und die Bedeutung bis dahin unverständlicher Vorgänge eindeutig erwiesen. Als ein solch dunkler Punkt galt bis zur Aufklärung über die Freimaurerei die Kanonade von Valmy im Jahre 1792. In seinem Werke „Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren" hat der große General die freimaurerischen Verbindungen aufgedeckt, die zu der Umkehr des preußisch-österreichischen Heeres geführt haben. Hier forschte, schrieb und urteilte der geniale Feldherr des Weltkrieges in genauester Kenntnis des Wesens der Freimaurerei, ihres Zielwillens und ihrer Machtmittel. Klar denkenden Deutschen erscheint somit der Vorgang von Valmy seine Aufhellung gefunden zu haben. Mit größtem Erstaunen müssen wir nun feststellen, daß die Kanonade von Valmy auch in der allerneuesten Deutschen Geschichteschreibung noch als unerklärliche Angelegenheit bezeichnet wird.

In dem „Handbuch der Deutschen Geschichte", das in laufender Lieferung erscheint, ist der Abschnitt über das „Zeitalter der französischen Revolution, Napoleons und der Freiheitskriege" von O. Brandt und K. v. Raumer in Heft 11, 1937, geschrieben. Die Herren erwähnen mit keinem Worte, daß Dumouriez und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig Freimaurer gewesen sind. Daher erfährt die „erstaunliche Haltung" Karl Wilhelm Ferdinands bei Valmy bei ihnen nur eine Klärung durch nicht hinreichende, ganz äußerliche Gründe. Es wird beschrieben, daß ein Sieg über Dumouriez höchstwahrscheinlich gewesen wäre und daß bei dem bereits beginnenden Vormarsch der preußischen Truppen „völlig überraschenderweise Halt geboten" wurde. Damit war „der ganze Feldzug zugunsten der Franzosen in denkbar merkwürdigster Weise entschieden — eine Wendung von gewaltiger, weltgeschichtlicher Tragweite". So steht es da auf Seite 12 des 11. Heftes des „Handbuches" zu lesen. Die Klärung bleiben die Wissenschaftler schuldig. Das Wirken der Geheimmacht bleibt im Dunkeln. Wenn solche Gelehrten allein Geschichte erforschen, schreiben und lehren würden, sähe das „Urteil der Geschichte" über solche entscheidenden Ereignisse häufig recht dunkel und irreführend aus. Wir aber wissen nicht, was wir erstaunlicher finden sollen: ob die Unkenntnis der Herren Brandt und v. Raumer der geschichtlichen Werke des Feldherrn Ludendorff gegenüber oder das Fehlen des Verantwortunggefühls dieser Art Geschichteschreibung, die grundlegende Tatsachen wie die Zugehörigkeit des französischen Heerführers und des braunschweigischen Fürsten zum Geheimbund Freimaurerei auch heute noch einfach verschweigt. Wenden wir uns Ereignissen zu, die näher liegen.

Wie würde wohl das „Urteil der Geschichte" über den gewaltigen Kämpfer Ludendorff lauten, wenn die Schreibung über seine Persönlichkeit und sein Werk beispielsweise den Herren vom Vatikan-Sender oder überhaupt der römischen Seite überlassen bliebe? Wie würde sein Bild verzerrt und gefälscht der Nachwelt überliefert werden! Zum höheren Ruhme des Christentums würde man die Unwahrheit einer Bekehrung in den letzten Stunden seines Lebens als „historische Tatsache" künftigen Geschlechtern beibringen. Die Ansätze dazu sind gemacht worden*). Doch haben wir heute eine Deutsche Geschichteschreibung, die auf der Wahrheit aufbaut. Zum großen Schmerze aller Römlinge wird sich heute ein Dokument wie die schriftliche Erklärung der Ärzte und der Schwesternschaft des Josephinum**) nicht mehr vernichten lassen.

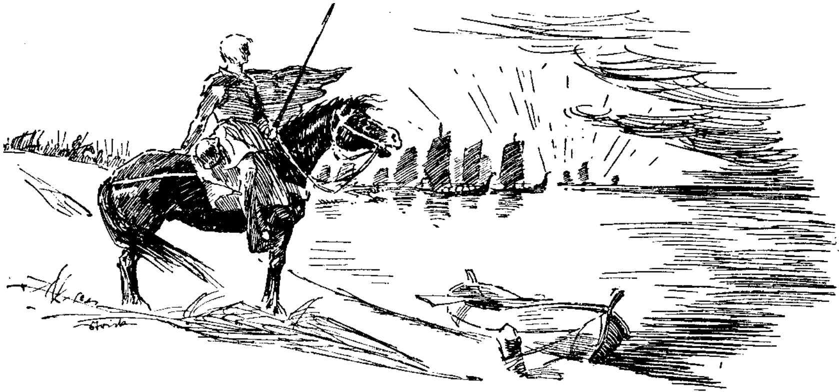
Einst freilich, lag die Geschichteschreibung ausschließlich in Händen christlich-römisch gesinnter Mönche und Priester. Von ihnen ist uns auch die endliche Bekehrung und Taufe des Sachsenherzogs Widukind berichtet worden. Angesichts der Erfahrung aus jüngster Vergangenheit, wo römische Geschichtemacherei dem größten heidnischen Helden die Bekehrung auf dem Totenbette andichten wollte, erheben sich uns auch erneute Zweifel an der Bekehrung Wittekinds. Mehr Wahrheit als die lateinischen Berichte der christlichen Gelehrten jener Zeit scheint uns die altsächsische Sage zu enthalten, die berichtet, daß Wittekind auf einsamen Späherritt durch die Lande von fränkischen Mördern beseitigt worden sei. Mündliche Erzählung in Form der Sage war die einzige Art der Geschichteüberlieferung bei unseren Ahnen. Aber entgegen der christlichen Geschichteschreibung in Klöstern und an Fürstenhöfen hielt sie oftmals das wahrhaft Lebensnotwendige und Bedeutungvolle für unser Volk fest und weiß von Geschehnissen, darüber die lateinischen Urkunden schweigen.

Wenn uns die Verantwortung dafür erfüllt, daß kommenden Geschlechtern Wahrheit überliefert wird, auf der allein sich ihr Urteil über geschichtliche Persönlichkeiten und Vorgänge gründen kann, dürfen wir nicht vertrauensselig auf das „Urteil der Geschichte" hoffen. Denn Menschen schreiben Geschichte, Menschen beurteilen Geschichte. Wir müssen darüber wachen, wer es ist, der da schreibt und der da Urteil überliefern will. Er muß uns Gewähr geben für unerbittliche genaueste Forscherarbeit, und er muß die Persönlichkeiten und die Vorgänge messen nach ihrem Wert und ihrer Bedeutung für unser völkisches Sein. Nur einem solchen Geschichteschreiber, der diese beiden Forderungen erfüllt, können wir die Schreibung unserer Geschichte anvertrauen. Sein Urteil darf uns Richtlinie sein. Dann auch nur erfüllt der Geschichtewissenschaftler bei den kommenden Geschlechtern sein hohes Amt: Zeuge der Wahrheit und völkischer Erzieher zu sein.

---

*) Vergleiche „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft", Folge 20, 1938, Seite 804 f. und Folge 22, Seite 864 f.

**) Vergleiche „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft", Folge 20, 1938, Seite 805.



Geiserich: König der Wandalen und Alanen

So oft von der großen germanischen Völkerwanderung die Rede ist und von den Staatengründungen der germanischen Heerkönige, stehen die Namen Alarich, Thoderich und Chlodwig im Vordergrund. Von einem wird seltener gesprochen: Geiserich. Er ist ein fast Vergessener, selbst von der Forschung stiefmütterlich Behandelter. Wohl fließen die Quellen für die Geschichte seines Lebens und Wirkens recht spärlich, das ist wahr, und doch reichen sie aus für uns, um zu erkennen, daß er zu den Großen der Geschichte gehört, mehr noch, daß er in mancher Hinsicht eine einmalige Erscheinung ist.

Die Schicksale des Volksstammes der Wandalen sind heute dank den Fortschritten der Vorgeschichteforschung bekannt. In vorgeschichtlicher Zeit, etwa um 100 v. Ztw. (vor Zeitwende) verließen sie ihre Heimat in Nordjütland und gründeten in Ostdeutschland und Polen ein Reich. Um 150 n. Ztw. werden sie von den Goten, die inzwischen ebenfalls ihre nordische Heimat verlassen hatten, verdrängt. Die Goten wurden von da an den Wandalen zum Schicksal. Immer wieder haben sie sie verdrängt und schließlich bis nach Afrika getrieben. Um 171 n. Ztw. besetzen die Wandalen die ungarische Tiefebene und bleiben hier gut zwei Jahrhunderte sitzen. Aber sie waren dort nicht alleine, sondern sie befanden sich in Symbiose (Lebensgemeinschaft zu beiderseitigem Vorteil) mit einem asiatischen Steppenvolk, einem Zweig der Alanen. Zur Zeit des Hunneneinbruchs sind sie wiederum genötigt, zusammen mit den Alanen, von denen sie sich jetzt nicht mehr trennen, ihre Wohnsitze zu verlassen. Sie wandern die Donau aufwärts über Regensburg bis an den Rhein. Unterwegs hatten sich ihnen die Sweben und der wandalische Bruderstamm der Silingen angeschlossen. Im Jahre 406 gehen sie bei Mainz über den Rhein. Kurz darauf liefern sie den Franken eine Schlacht und ziehen dann durch Belgien nach Gallien hinein, wo sie sich drei Jahre aufhalten. Im Jahre 409 überschreiten sie die Pyrenäen und

verteilen Spanien unter die mitgezogenen Völkerschaften. Aber auch hier sollten sie keine Ruhe finden. Wieder sind es die Goten, die sich ihnen an die Fersen heften, nachdem sie inzwischen in Italien gewesen waren und unter Alarich Rom erobert hatten. Sie vernichten den silingischen Teilstamm der Wandalen und spielen auch den Alanen arg mit. Unvermutet jedoch wenden sie sich wieder nach Gallien und die Wandalen und Alanen benutzen diese günstige Ruhepause, um sich zu erholen und sich zu einem festen Block zu verbinden, der bis ans Ende ausgedauert hat. Im Jahre 428 stirbt der Wandalenkönig Gundolf. Da schlägt Geiserichs Stunde. Er hatte aus der Vergangenheit gelernt und sah ein, daß sein Volk auf die Dauer in Spanien nicht Ruhe haben würde. Er wußte von dem Schicksal des Bruderstammes, was das Ende sein würde, wenn es den Goten einfallen sollte, nochmals zurückzukehren. Da faßte er einen genialen Plan. Spanien gegenüber, auf der anderen Seite des Mittelmeeres, sollte es vielleicht da Ruhe geben vor dem unerbittlichen Angreifer? Aber das Meer lag dazwischen, das Meer mit seiner Tücke und unbekannten Gefahren. Und seine Alanen waren doch ein Reitervolk! Aber es mußte sein. —

Man muß sich klarmachen, was darin liegt, ein ganzes Volk von Landbewohnern, mit Weib und Kind, ohne Gedanken an eine Rückkehr, ohne Möglichkeit einer Zuflucht, auf Schiffe zu verladen, um es einer ungewissen Eroberung entgegen zu führen! Und dabei handelte es sich nicht um ein paar Hundert Mann, sondern nach den neuesten Berechnungen um an die 80000 Seelen. Unsere Bewunderung wächst noch, wenn wir hören, daß Geiserich nicht nur die Meerenge von Gibraltar überquert hat, sondern daß er über das westliche Ende des Mittelmeeres bis zu der afrikanischen Stadt Oran gefahren ist. In der damaligen Zeit dauerte diese Seefahrt mehrere Tage, mit solchen Menschenmassen aber hatte sie sicher mehrere Wochen in Anspruch genommen. Wie gefährlich jene Küstenstriche heute noch sind, ist den Seeleuten, heimischen wie fremden, bekannt. Ein solches Unternehmen in einem solchen Maßstab war noch niemals dagewesen und ist auch später niemals wiederholt worden.

Nachdem die Überfahrt im Mai des Jahres 429 vollzogen ist, nimmt Geiserich Zug um Zug die Eroberung des römischen Afrikas in Angriff. Nach der Kapitulation von Hippo zwingt er den römischen Kaiser zu einem Vertrag, in dem er als Herr von Afrika anerkannt wird, mit Ausnahme von Karthago; jedoch bereits nach vier Jahren ist auch diese Stadt, das letzte römische Bollwerk, fest in seiner Hand (19. Oktober 439). Mit diesem Tag, der zugleich sein Regierungbeginn in Afrika ist, führt Geiserich eine neue Zeitrechnung ein; er ist jetzt absoluter König. Geiserich hat vom Beginn seiner Laufbahn an mit seltenem Scharfblick erkannt, daß die Macht des römischen Imperiums so lange ungebrochen dastand, solange Rom Herr der Schiffahrt und des Mittelmeeres war, daß aber auch die Existenz und die Zukunft des Wandalenstaates auf der Beherrschung des Meeres beruhte. Deshalb hat er seine ganze Energie auf die Schaffung und den Aufbau einer wandalischen Flotte gerichtet, und zwar mit staunenswertem Erfolg. Hier zeigt sich abermals das ganze Ausmaß dieses Führers und die Einzigartigkeit im Vergleich mit den anderen Königen der Völkerwanderungzeit. Im Gegensatz zu diesen wollte er den Untergang des römischen Reiches.

Geiserich hat sich nicht verrechnet. Durch seine Flotte und eine überaus kluge Politik wurde er der Herr des Meeres und der Vernichter Roms. Im Jahre 476 schließen Ost- und West-Rom mit ihm Frieden, das unabhängige Wandalenreich wird anerkannt, zu dem die Balearen, die Pithyusen, Korsika, Sardinien und Südsizilien gehören. Dieser Friede ist das Ende Roms; der römische Kaiserstuhl bleibt unbesetzt. —

Kein Eroberer seines Zeitalters und vielleicht aller Zeiten hat ein längeres und glorreicheres Leben bis zu Ende geführt als er. Er stirbt in einem Alter von über achtzig Jahren, ein Jahr später, nachdem er seinen Feinden den endgültigen Frieden aufgezwungen hatte.

Einsamer Weg

Ganz selten nur im Ablauf des Geschehens
Weist ein Genie den Seelen neues Land
Und trägt die Bürde seines heil'gen Lebens
Gar königlich durch Haß und Unverstand.

Den Künder trägt allein das tiefe Wissen
Um seiner Schöpfung Unvergänglichkeit,
So kann er still das Mitverstehen missen
Und einsam sein, mit dem, was ihn befreit.

Wenn dann die Zeit das Werk als hehr enthüllet,
Und ein Geschlecht sich stolz zu ihm bekennt —
Dann hat sich längst des Künders Sein erfüllet,
Den nun die Menschheit einen Großen nennt.

Erich Limpach

„Deutschlands schönste Jugendherberge"

So äußerte sich der Leiter des Reichsverbandes für Deutsche Jugendherbergen, Johannes Rodatz, über die Ludendorff-Jugendherberge in Demmin

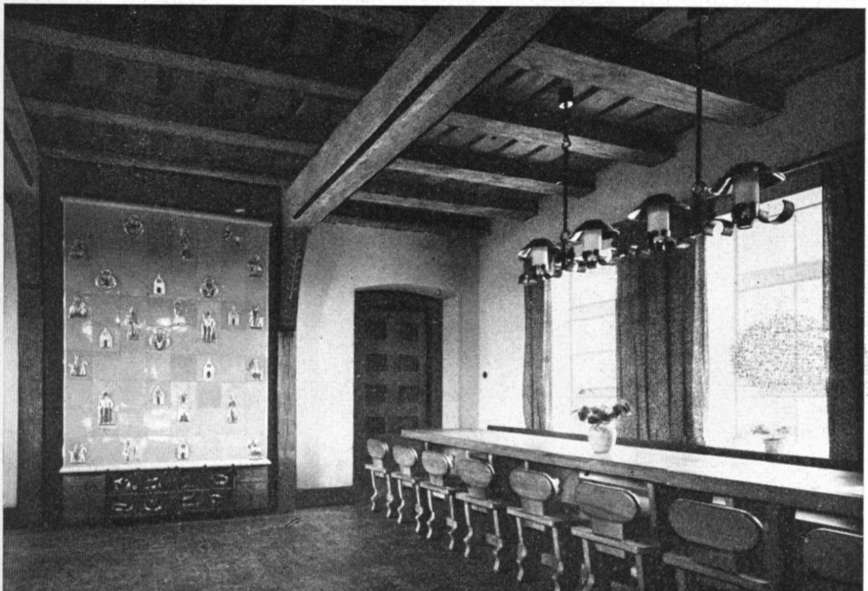
Wir sind in dem blitzenden Wagen, gezogen von vielen Pferdekräften, schnell durch die herbe Winterlandschaft ohne Schnee gefahren; doch wie wir nun hinter Demmin um die Waldecke biegen, wünschen wir uns, des Wagens ledig zu sein und — den Jungen und Mädeln gleich, die hier einkehren werden — in leichtem Gewand zu Fuß auf die Herberge zuzumarschieren:

Auf jene Herberge, die den Namen des Generals Ludendorff trägt und — wie sein Geist kühn und rasch die Strategie lenkte — pfeilschnell aus dem Wald vorstößt, um die weite Ebene vor sich zu haben. Wir bleiben unserem Grundsatz treu, zuerst auf das Innere zu schauen, dann auf das Äußere, um es aus dem Inneren zu verstehen.

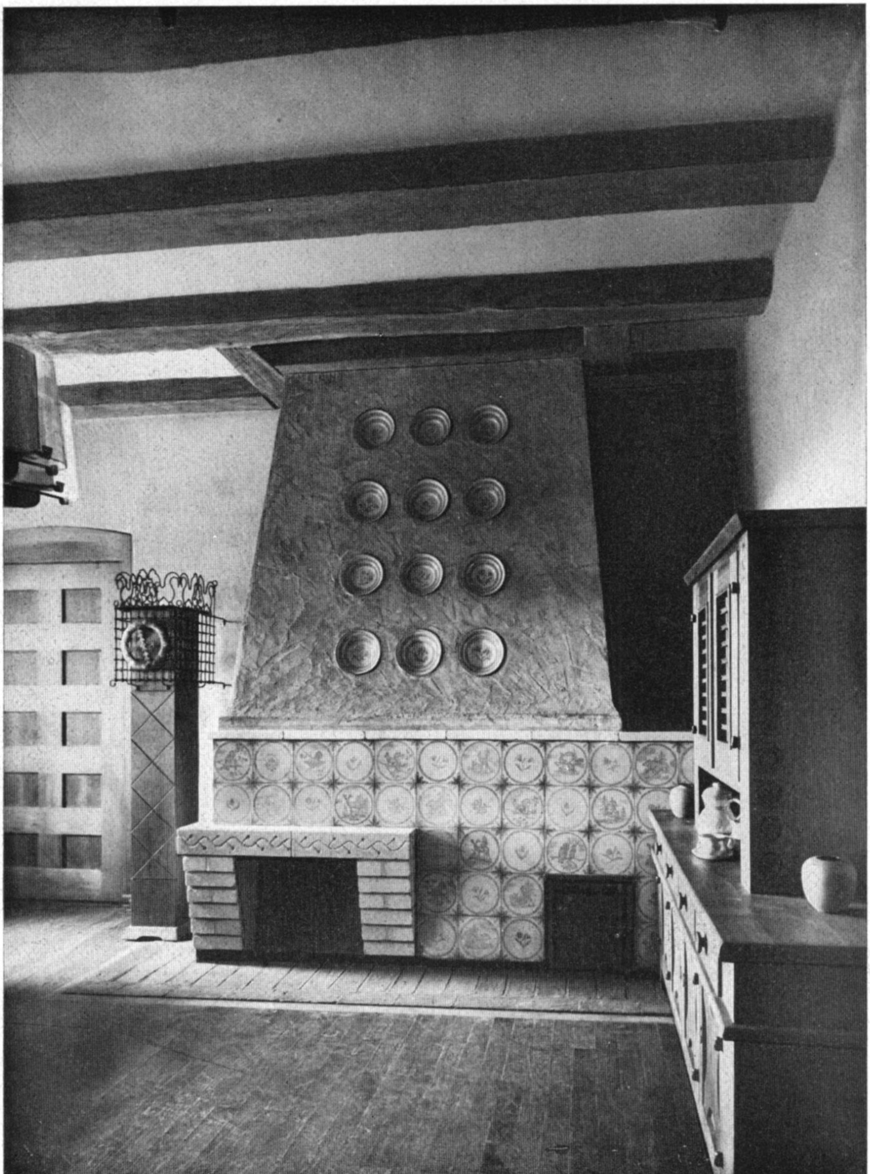
Freilich, man weiß nicht, ob dies das Gesicht des Hauses ist, das dem Wald zugekehrt ist und zwischen kecken, fröhlich unterteilten Fenstern im gliedernden Fachwerk die Eingangstür trägt, die zur Besinnung mahnt, um dann den Durchgang freizugeben in eine sorgfältig entwickelte Raumflucht, die den Blick von der Geborgenheit im Walde bis in die weithin sich senkende Ebene führt.

S o m u ß m a n d i e s e s H a u s e r l e b e n: am Fußabstreifer stutzen, daß dieser künstlerisch handgeschmiedet ist, dabei entdecken, daß die Fahrradständer aus einfachen Knüppeln sich errichten und durch Weidengeflecht sich verbinden lassen; vor der schweren Eichentür stehen und die männlichen Worte lesen, die Willy Lüdtkes Künstlerhand hineingeschnitten hat; in den Vorraum treten, wo der Wache kein Ankömmling entgegen und jede Gruppe bequem auf die Anmeldung des Führers warten kann, während der Wartezeit mit dem Geist des Hauses sich vertraut machend, — j e n e m Geist, der aus Walter Wadephuls großer und tief wirkender Ludendorffbüste spricht, aus Bruno Müllers weißblauen Kacheln, die von Geschichte und Schönheit der Stadt Demmin und des Landes Pommern erzählen, und schließlich gar aus den Nägeln, an denen die Bilder hängen (denn diese Nägel sind handgeschmiedet); man muß den Wandelgang entlanggehen, der zur Linken unter dem Weidengeflecht, das statt eines häßlicheren Geländers die Kleiderablage abtrennt, die Lagerschränke für das Gepäck enthält und zur Rechten zwischen blumenbildgeschmückten Wänden durch die kleineren Fenster den Blick auf die nähere Umgebung freigibt. Schließlich muß man in die beiden Tagesräume treten und nicht wissen, wohin man zuerst blicken soll: auf die Fenster, deren jedes die weite Landschaft wie ein Gemälde einrahmt oder auf die künstlerische Inneneinrichtung. Im ersten Tagesraum wird man den Kamin bewundern, dessen rohgeputzte Haube bunte Teller trägt und dessen Sockel aus blaubemalten Kacheln des Töpfers Holz besteht; man wird seine Freude an einer Standuhr haben, die ganz und gar — in Holz und Schmiedeeisen — das Werk heimischer Handwerker ist (wie alle Gegenstände und

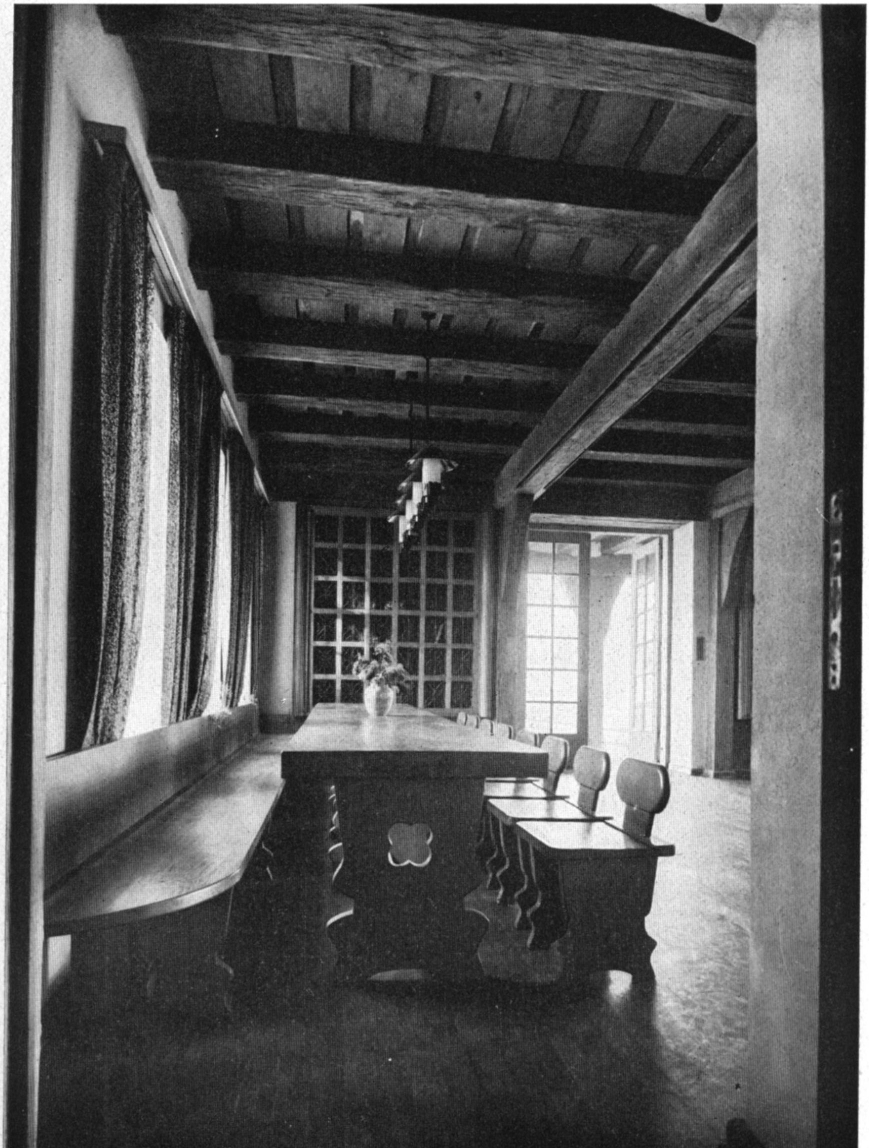




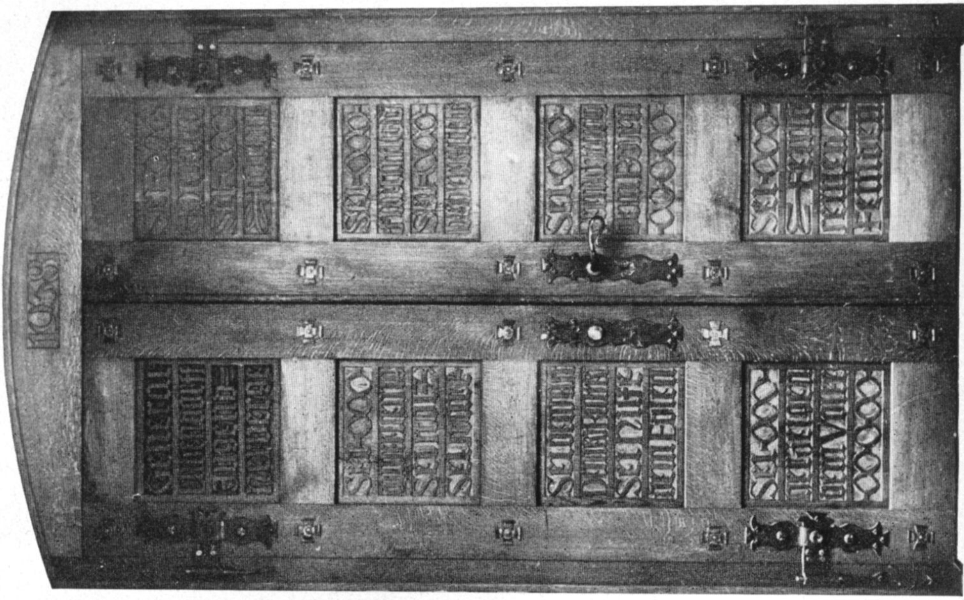
Wie ein Pfeil stößt die Ludendorff-Herberge in Demmin aus dem Walde vor
unten: Blick in den großen Tagesraum

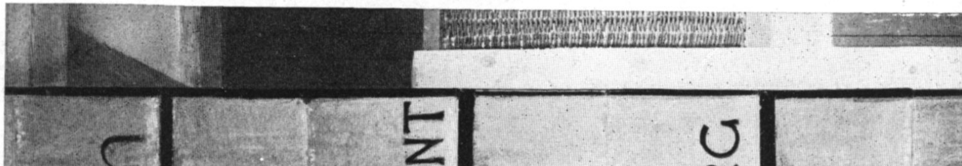


Ludendorff-Jugendherberge in Demin
Der Kamin mit den gemalten Kacheln und Tellern, daneben die künstlerische Standuhr



Ludendorff-Jugendherberge in Demin
Einer der schönen Tagesräume; Tische, Bänke, Stühle, Leuchter, bedruckte Fensterbehänge
— alles heimische Handarbeit





Oben: eine Tür, in die die Mahnworte Frau Dr. Ludendorffs eingeschnitzt sind; — unten: ein Kachel-Sgraffito nennt drei Begriffe aus dem Weltkrieg, die mit dem Namen Ludendorff eng verbunden sind

Sämtliche Aufnahmen: Archiv Ludendorffs Verlag

Bauteile des Hauses) und als Ziffern die Sternzeichen-Plaketten des Winterhilfswerks trägt; man muß die wuchtigen Tische, Schränke und Stühle bewundern, die Leuchter und gar die Dielen des Bodens und die Balken der Decke, alles aus pommerschem Wald und von pommerscher Hände Kunst und Fleiß geformt. Der anschließende Raum birgt einen Kachelofen, dessen hübsche Relief-Kacheln nach alten Pfefferkuchenformen gegossen und von Brunno Müller in zarten Farben bemalt wurden. Von diesem Raum aus blickt und tritt man schließlich ins Freie, man befindet sich an der Spitze der pfeilartigen Jugendherberge, sieht ihr zweites Gesicht, das kühn in die Landschaft stößt. Durch dunkles Fachwerk gegliedert, verliert sich der helle Bau nach hinten in den Wald, überdeckt von einem warmen, elegant-schlanken Rieddach. Den kühnen Bug ziert ein Holzadler von Willy Lüdtke.

Wir freuten uns mit dem Erbauer des Hauses, dem Architekten Hans Riechert, an der landschaftlichen Geborgenheit des Baues, der keinen Schluß auf die Zeit seiner Entstehung zuläßt, was allemal ein Zeichen dafür ist, daß er ganz aus der Landschaft, ihrem Geist und ihren natürlichen Gegebenheiten wuchs. Man findet sie selten, diese äußere und innere Harmonie von Landschaft, Bauform und Baumaterial, und darum wundert es uns nicht, daß der Leiter des Reichsverbandes für Deutsche Jugendherbergen, Johannes Rodatz, geäußert hat, dies sei *Deutschlands schönste Jugendherberge*.

Jedoch, so werden Zweifler fragen, was nützt die Schönheit? Wie steht's denn mit den Übernachtungen? Nun: man muß auch oben, in den Fensterchen unterm warm überhängenden Rieddach gelegen haben, neben sich die lustigen bunten Fensterbehänge und hinter sich die beruhigende Gewißheit der sauberen weißen Betten und der nach neuesten Errungenschaften gestalteten Wasch- und Duschräume. Hier fehlt es an nichts, und immer ist das Praktische auch schön, selbst im Kochraum und im Geschoß der Notlager. Und das Schöne ist gleichzeitig sinngemäß. Wird nicht der Junge, wird nicht das Mädel am Morgen gelenkt? Geht man die Treppe hinab, trifft das Auge einen mahnenden Spruch; kommt man ins Erdgeschoß, steht man vor einem Kachel-Sgraffito, das an die Heldentaten des großen Krieges erinnert: *überall Atmosphäre lebendiger und großer Geist!*

Dies Haus ist eine Musterleistung des Landesverbandes Pommern im Reichsverband der Deutschen Jugendherbergen, und es wird nicht bei diesem Muster bleiben. Pommern wird viele solcher Herbergen haben. Und wenn es einmal hieß, jede Jugendherberge sei ein Elternhaus: *nun, jede Jugendherberge dieser Art ist ein Kulturzentrum*, von dem viele Anregungen stilbildend bei der ganzen Jugend wirken werden, zumal man in keiner Weise von Aufwand, sondern immer *nur von schlichter Stilreinheit* sprechen kann.

Als wir vor zehn und mehr Jahren wanderten...., ach, welche Wunder hat die Zeit gebracht! Mit Freuden würden wir heute noch einmal die Wanderschuhe anziehen. Sollten wir nicht unsere Kinder auch mit Freuden zu solchen Kultur-Jugendzentren ziehen lassen?

Walter Reinders



Nordische Frauengestalten

Wir leben in einer Zeit geistigen Umbruchs und völkischen Erwachens. Diese Zeit soll uns auch eine Geschlechterwertung wiederbringen, wie unsere Ahnen sie besessen, und das Haus Ludendorff sie erstrebt: „Mann und Frau stehen in lebendiger Einheit des Volkes gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander.“ So wollen wir uns an Vorbildern und Beispielen erfreuen aus einer Zeit, in der nicht nur Männer Geschichte machten.

Gudrun

An einem milden Vorfrühlingstage standen zwei Jungfrauen am Gestade des Normannenlandes und blickten sinnend den wilden Schwänen nach, die über dem Meere gezogen kamen. Ach, ihr guten Vögel, die ihr die Heimat sahet, sprach Gudrun, die eine der Mädchen, könntet ihr mir doch sagen, ob meine Mutter noch lebt, und Herwig, mein Verlobter, meiner noch denkt? Schreiend flogen die Vögel gen Norden und schweigend griffen die Mädchen wieder zu ihrer Wäsche, die ihnen von der bösen Königin Gerlind aufgegeben war zu waschen.

Dreizehn Jahre schon trug die Königstochter Gudrun mit ihren Gespielinnen das harte Schicksal der Gefangenschaft. Sie war die Tochter des mächtigen Dänenkönigs Hetel und seiner schönen Gemahlin Hilde. Gudrun aber übertraf die Mutter noch an Schönheit, und die stolzen Eltern wiesen alle Freier ihrer Tochter ab. So wurde sie dem ersten Werber, König Siegfried von Morland versagt, und nicht besser erging es dem zweiten, Hartmut, dem Sohne Ludwigs der Normannen. Als der dritte Freier,

Herwig von Seeland abgewiesen wurde, wollte er sich sein Glück mit der Waffe erzwingen. Er überzog Hetels Land mit Krieg, erwarb sich die Achtung des Königs im mannhaften Zweikampf, und errang sich durch seine Tapferkeit die Liebe Gudruns, die den Kämpfen mit Stolz auf Herwig und Sorge um den Vater zugeschaut hatte. Nachdem Gudrun die Kämpfenden um Frieden gebeten hatte, willigten die Eltern in die Verlobung mit Herwig.

Als König Siegfried dies hörte, fiel er, um sich zu rächen, in Herwigs Land ein. Dieser eilte mit seinem Heere zurück, begleitet von Hetel und seinen Mannen, der ihm gegen den starken Feind Hilfe leisten wollte. Nur mit einer kleinen Schar von Beschützern blieben Hilde und Gudrun zurück. Als Ludwig und Hartmut dies vernahmen, rückten sie mit einer starken Flotte an, übermannten die tapferen Verteidiger und raubten Gudrun mit ihren Gefährtinnen. Kaum drang diese Schreckensbotschaft zu Herwig und Hetel, als sie mit Siegfried Frieden schlossen und den Räubern nacheilten. Sie erreichten die Normannen an der Scheldemündung und es entbrannte die furchtbare Schlacht auf dem Wülpensande. Aus Hetels Schar kämpfte allen voran der tapfere Wate von Stürmen, der in den Reihen der Feinde böse Lücken schlug; ihm zur Seite, nicht minder tapfer, der ritterliche Sänger Horand. Doch einen unwiederbringlichen Verlust erlitten die Dänen: Hetel fiel im Zweikampf mit König Ludwig. Am Abend dieses Kampftages waren die Verluste auf beiden Seiten so groß, daß die Normannen mit Gudrun auf ihren Schiffen entflohen, Herwig die Verfolgung jedoch nicht aufnehmen konnte, da sein Heer zu sehr geschwächt war.

Erreicht hatten die Normannen nichts, denn Gudrun verweigerte Hartmut ihre Hand, da sie Herwig die Treue halten wollte, und auch nie einen Mann geheiratet haben würde, dessen Vater ihren Vater erschlug. Gerlind, Hartmuts Mutter, machte Gudrun die größten Versprechungen, um sie ihrem Sohne zu gewinnen — vergebens. Da versuchte es die Königin auf andere Weise. Während Hartmut auf neuen Heerfahrten sich befand, quälte sie Gudrun und ihre Gefährtinnen auf alle nur mögliche Weise. Die stolze Königstochter mußte Magddienste tun, mit ihren Haaren Tische und Bänke kehren und den Ofen heizen. Noch einmal warb Hartmut um ihre Hand, unterstützt von seiner Schwester Ortrun, die Gundrun freundlich gesonnen war und ihr gut zuredete. Als Gudrun standhaft blieb, steigerte sich Königin Gerlinds Haß ins Maßlose, und sie ersann neue Schmach, den Stolz der Königstochter zu brechen. Von nun an mußte Gudrun Tag für Tag Kleider und Wäsche der Königin am Meeresstrande waschen, doch Hiltgurg, die treueste ihrer Gefährtinnen, teilte mit ihr alle Erniedrigungen.

So finden wir die beiden am Meeresstrande, den Vögeln nachschauend, die über ferne Heimat gezogen kamen. Am nächsten Morgen war Schnee gefallen und ein eisiger Märzwind wehte. Barfuß mußten die Mädchen durch den Schnee zum Strande laufen, um wieder zu waschen. Da taucht plötzlich in der Ferne ein Boot auf, das mit zwei Männern rasch dem Strande sich nähert. König Herwig ist's, und Ortwin, Gudruns Bruder. Nach kurzer Zwiesprache erkennen Gudrun und Herwig sich an den Ringen wieder, die sie einander vor dreizehn Jahren schenkten. So lange hatte es gedauert, bis nach den Verlusten auf dem Wülpensande ein neues Geschlecht herangewachsen war, um Rache zu nehmen und die Geraubten wieder zu befreien.

Noch eine letzte Probe von Mut und Geduld muß die Königstochter über sich ergehen lassen, denn nicht gleich mit sich nehmen will Herwig die Braut, sondern mannhaft im Kampfe zurückgewinnen.

Gudrun, beglückt durch das Wiedersehen und die Aussicht auf nahe Befreiung, will nun nicht mehr dienen, und übermütig wirft sie die Wäsche ins Meer. Dem Zorn der alten Königin begegnet sie mit trotzigen Reden; doch dann scheint ihr Sinn sich plötzlich zu wandeln: sie erklärt sich bereit, Hartmut die Hand zu reichen. Hartmut eilt freudig herbei, die Braut zu umarmen, doch Gudrun wehrt ihm im Hinblick auf ihre ärmliche Kleidung und bittet für sich und ihre Jungfrauen um Pflege und Gewänder. Alles wird jetzt gern gewährt, und als Gudrun mit ihren Gespielinnen allein ist, erzählt sie ihnen von der bevorstehenden Befreiung, aufjubelnd in wildem Triumphe. Die alte Königin aber hört dies Lachen und fürchtet Unheil.

Am nächsten Morgen spiegelt sich der erste Sonnenstrahl in einer Unmenge von Segeln, die das Meer bedecken, und das Gefilde leuchtet von den blitzenden Waffen der vereinigten Heere Herwigs und Ortwins. In größter Eile rüsten Ludwig und seine Mannen sich zum Entscheidungkampfe. Sie verschmähen es, die feste Burg zu verteidigen, sondern treten den Feinden im offenen Felde entgegen. Mit größter Tapferkeit und Erbitterung wird auf beiden Seiten gekämpft. Herwig gelingt es, König Ludwig zu töten, der ihm schwer zusetzte. Der grimme Wate kämpft mit Hartmut und nur dem Dazwischentreten Herwigs und der Fürbitte Gudruns gelingt es, dem tapferen König das Leben zu retten. Dann aber stürmt der alte Wate in die Burg, nach Gerlind zu suchen, der er trotz Gudruns Bitte das Haupt abschlägt. Hartmuts Schwester Ortrun wird von der dankbaren Gudrun beschützt, das Land aber wird zerstört. — —

Das Gudrunlied, erst im Mittelalter aufgezeichnet, gibt uns ein buntes und reiches Bild germanischer Kraft und Weltanschauung. Wir dürfen die Entstehung dieser Sage wohl in der großen Wanderzeit der nordischen Völker suchen, jedenfalls reichen ihre Wurzeln zurück in Zeiten germanischen Heidentums mit allen Rassetugenden, aber auch gefahrbringenden Rasseschwächen.

Wie nah und lebendig sind uns diese Menschen! Wate, ein Vorbild stürmischer und unersättlicher Tapferkeit, voll rasenden Zorns, wenn die Wildheit des Kampfes ihn überkommt, und doch ein Wahrer heldischer Sitte, einfach und schlicht. Sein Gegenspieler der ritterliche Sänger Horand, der Liebling der Frauen. Wahrhaft heldisch treten uns die Könige entgegen: Hetel, Ludwig, Herwig, Hartmut, jeder eine Persönlichkeit für sich in königlicher Haltung und vorbildlicher Tapferkeit. Hartmut bleibt Gudrun gegenüber immer zuückhaltend und zart; seiner Auffassung von Frauenehre und Würde widerstrebt es, sich Liebe zu erzwingen, die sich ihm nicht freiwillig gibt.

Betrachten wir nun die Frau, um die all diese blutigen Kämpfe geführt werden, um deretwillen Scharen tapferer Männer im Kampfe den Tod finden, eine Begebenheit, die für uns Heutige von kaum faßbarer Vorstellung ist. Das Bild der Gudrun entsteht vor unseren Augen in echt germanischer Art: Nicht im Glück, erst in Not und Leid zeigt diese Frau ihre ganze Größe und Treue. Durch ihre Ruhe, mit der sie gelassen und königlich alle Erniedrigungen trägt, erhebt sie sich weit über die

Königin Gerlind. Als die Vergeltung naht, kann sie es sich nicht versagen, mit listigem Trug zu triumphieren, doch mitten im Kampf zeigt sich ihre Hochherzigkeit und Milde: sie gibt Hartmuts Schwester Ortrun nicht preis und will sogar ihre Peinigerin Gerlind schonen. Hierin zeigt sich eine Weichheit ihres Wesens, wie wir sie bei germanischen Frauen nicht oft finden, die aber das stolze und herbe Bild Gudruns harmonisch abrundet.

Unn, die Landnehmerin

Als König Harald Schönhaar mit roher Gewalt und christlicher Grausamkeit ganz Norwegen sich unterwerfen wollte, verließen viele Bauerngeschlechter das Land, denn sie wollten nicht unfrei werden auf eigenem Grund und Boden, der schon ihrer Vorfahren Besitz gewesen war. Und die meisten von ihnen wollten vor allem dem Glauben der Väter treu bleiben und nicht christlich werden.

Zu diesen Edelbauern, die lieber ein ungewisses Schicksal in der Fremde auf sich nehmen, denn dem Könige Pacht zahlen wollten, gehörte auch Ketil Flachnase mit seiner Sippe. Mit aller wertvollen Habe, die seine Schiffe nur bergen konnten, zog er mit seiner Tochter Unn und deren Sohn Thorstein nach Schottland. Seine beiden Söhne jedoch, Björn und Helgi, trieb die Sehnsucht weiter; sie segelten nach Island, der fernen Insel im weiten Nordmeer.

In Schottland wurden Ketil und Unn mit ihrem großen Anhang gut aufgenommen, nur Thorstein war nicht gern gesehen, da er ein wildes Seeräuberleben geführt hatte, und dieses auch an den Gestaden des Gastlandes fortzusetzen gedachte. Nachdem er sich das halbe Land unterworfen, hatte er mit den Bewohnern einen Vertrag geschlossen, den die Schotten aber nicht hielten, sondern bei der ersten besten Gelegenheit Thorstein erschlugen. Als Unn, die gerade auf Reisen war, von dem Tode ihres Sohnes erfuhr, stand sie vor einer großen Entscheidung. Ihr Vater Ketil lebte nicht mehr, ihr Sohn aber hatte Unruhe über das Land gebracht und die Norweger fühlten sich dort nicht mehr sicher. Da ließ die tüchtige Frau, die damals schon den Beinamen „die Grundgescheite" oder „die Weise" oder die „Tiefkluge" trug, heimlich ein großes Schiff bauen und rüstete zur Flucht. Wahrlich, ein gewagtes und großartiges Unternehmen, denn wäre es von den Schotten vorzeitig bemerkt worden, so wäre es wohl mißglückt. So mußte alles heimlich und mit großer Umsicht vor sich gehen. Hatte Unn auch tüchtige Männer zur Seite, die sie in allem unterstützten, so lag doch die Leitung und Verantwortung bei ihr allein. Die Saga schreibt darüber: „Unn nahm ihre ganze Verwandtschaft, die noch am Leben war, mit sich; sie hatte auch viele Männer mit sich, die außerordentlich tüchtig waren und aus vornehmen Geschlechtern stammten. Man sagt, es ließe sich wohl kaum ein zweites Beispiel dafür finden, daß eine Frau in solcher Kriegszeit mit so reichem Schatze und mit so auserlesener Begleitung habe entkommen können wie Unn. Daraus kann man aber ersehen, welch seltene, hervorragende Frau sie war."

Ein stolzer Anblick muß es gewesen sein, als das riesengroße Schiff mit dem herrlich geschnitzten und kostbar verzierten Vordersteven, schwer geladen, mit der

ganzen Habe, Lebensmitteln und allen Reichtümern in See ging. Zunächst segelten sie zu den Orkneys, wo sie sich eine Zeitlang aufhielten, und wo Unn Gro, eine Tochter Thorsteins, mit einem vornehmen Manne vermählte. Dann fuhren sie weiter zu den Färöern und blieben hier den Winter über. Hier vermählte Unn Torsteins zweite Tochter Olof. Beide Töchter wurden Stammütter der vornehmsten Geschlechter auf ihren Inseln.

Als die Tage länger wurden und der Frühlingswind um die Küste strich, teilte Unn ihrem Gefolge mit, daß die Fahrt nach Island weiter gehen sollte. Gern folgten alle ihrer bewährten und tatkräftigen Führerin. Sie hatten gute Fahrt und kamen zur Südküste der Insel. Während alles voller Spannung und mit gebannten Blicken das neue Land umfängt, stößt das Fahrzeug auf den Strand und erleidet Schiffbruch. In der plötzlichen Verwirrung übernimmt Unn die Führung, und so kommt alles, Menschen und die ganze kostbare Ladung ohne Schaden an Land; das stolze Schiff aber ist verloren.

Mit zwanzig Leuten ihres Gefolges sucht Unn ihren Bruder Helgi auf. Als er nur ihr und neun Leuten Gastfreundschaft gewähren will, verläßt sie zornig den Hof, tief verletzt über seine Kleinlichkeit.

Darauf begab sie sich zu ihrem Bruder Björn, der von ihrem Kommen gehört hatte und ihr mit großem Gefolge entgegenritt. Zum Empfang schenkte er seiner Schwester ein edles Pferd und lud sie mit all ihren Leuten zu sich ein. Hier verbrachten sie nun den Winter, aufs großartigste bewirtet, was die selbst so großzügige Unn dankbar empfand. Unn hatte wieder ein Schiff gekauft und all ihre Habe zu Björn bringen lassen. Als das Frühjahr kam, segelte sie weiter, um für sich und ihre Leute passendes Land zu suchen und zu siedeln. Zu beiden Seiten des Breitfjordes und in den Seitentälern nahm sie Land in Besitz soviel sie nur wollte, ließ sich selbst aber erst dort ihren Hof und ihre Halle bauen, wo ihre Hochsitzpfeiler an Land getrieben waren. Ihren Hof nannte sie „Hvamm", d. h. „im kleinen Tal", denn er lag dort, wo das Lachswasser in den Breitfjord fließt. Noch in dem gleichen Frühjahr, als sie ihren eignen Hof einrichtete, verheiratete Unn ihre Enkelin Thorgerd mit ihrem getreuen Verwalter Koll, richtete ihnen eine prächtige Hochzeit aus und schenkte ihnen das ganze Lachswassertal. Nun bemüht sie sich, all ihre Freunde und Gefolgsleute, die ihr treu gedient und sie nach Island begleitet haben, in wahrhaft fürstlicher Weise zu belohnen. Einige Freunde erhalten ganze Täler zum Eigentum, den Unfreien schenkt sie die Freiheit und einen selbständigen Besitz, und auch alle Schiffsleute werden in freigebigster Weise auf eignen Gehöften untergebracht. Und sie selbst thront wie eine Königin auf ihrem großen Besitz, geliebt, geachtet, bewundert von allen! Im Laufe der Zeit sind unter ihren Augen auch die anderen Enkelkinder herangewachsen, und es finden sich für die noch unverheirateten drei Enkeltöchter Männer aus den angesehensten Familien Islands; so werden auch sie alle Drei Stammütter von Geschlechtern, die im Lande eine bedeutungvolle und wichtige Rolle gespielt haben.

Schließlich ist nur noch ihr einziger Enkelsohn um sie, Olaf Feilan, an dem Unn mit ganz besonderer Liebe hängt, und so möchte sie ihre Lebensaufgabe damit krönen, daß sie diesen Enkel, der auch ihr Erbe werden soll, einen Hausstand grün-

det. Es wird ja auch Zeit, daß eine junge Kraft die alternde Frau ablöst, die zwei Generationen hindurch die Schicksale ihrer Sippe und der großen Schar ihrer Gefolgsleute mit starker Hand geführt hat. Gern ist der Enkel bereit, um die Jungfrau zu werben, die die vorsorgliche Großmutter für ihn ins Auge gefaßt hat. Da er den Eltern des jungen Mädchens und ihr selbst willkommen ist, findet die Verlobung mit der jungen Alfdis sofort statt. Im Herbst kommt dann die Braut mit ihren Verwandten und Freunden nach Hvamm, wo auf Unns Wunsch die Hochzeit stattfinden soll.

Dieses Fest wird Höhepunkt und zugleich Abschluß ihres Lebens. Die Gäste kommen in hellen Scharen, denn alle hatte Unn eingeladen: ihre Brüder mit ihren Familien, ihre Enkelinnen mit ihren Männern, ihre vielen Freunde und Bekannten. Weit über Hundert kamen, und dabei hatten noch nicht einmal alle, die Unn gebeten hatte, der Einladung folgen können wegen des zu langen Reiseweges. An nichts war gespart worden; aufs allerbeste wurden die Gäste empfangen und bewirtet, in jeder Weise wurde für ihre Unterhaltung gesorgt. Es war der Gastgeberin eine besondere Freude, einmal die ganze Wohlhabenheit ihres Hauses und die Größe ihrer Sippe zu zeigen, denn eine große Sippe zu haben, brachte Ruhm und bedeutete Sicherheit. Welche Pracht entfaltete sich auf diesem Feste! Feine und reiche Gewänder sah man und kostbaren Schmuck und ebensolche Waffen; denn gern zeigten Männer und Frauen ihre Liebe zum Schönen bei solchen Gelegenheiten. Edle Pferde wurden vorgeführt, und die Jugend unterhielt sich bei Wettspielen und Tanz.

Unn war damals schon so schwach, daß sie viel Ruhe brauchte und morgens lange schlief, niemand aber durfte das bemerken, denn ein Leben lang hatte sie sich zu beherrschen gewußt, und so wollte sie auch jetzt das Nachlassen ihrer Kräfte nicht zeigen. Wenn sie dann sorgfältig gekleidet, unter ihren Gästen erschien, war sie ganz aufmerksame Gastgeberin, freundlich und heiter. Als der Hochzeittag herangekommen war, führte sie ihre Gäste in den Saal und ließ ihnen Plätze anweisen; alles aber war so vorzüglich geordnet und das Festessen so glänzend hergerichtet, daß es nur eine Stimme der Bewunderung gab. Und jetzt kam ein besonders feierlicher Augenblick, Unn hielt eine Ansprache und sagte: „Meine Brüder Björn und Helgi und meine anderen Verwandten und Freunde mache ich für folgendes zum Zeugen: dieses Besitztum mit all der Habe, die ihr hier sehen könnt, gebe ich hiermit meinem Enkel Olaf zum Eigentum und zur freien Benützung." Sie beendete ihre Rede damit, daß sie ihre Gäste bat, sich in ihrer Freude nicht stören zu lassen und es möge sich ein jeder nach seinem Geschmack vergnügen und sich am Festtrunke erfreuen, sie selbst aber wolle sich zurückziehen. Mit diesen Worten ging die immer noch sehr große, stattliche Frau aufrechten Schrittes aus der Halle und alles blickte ihr bewundernd nach.

Als am andern Morgen Unn sich nicht sehen läßt, sucht Olaf Feilan sie in ihrem Schlafgemach auf. Er findet sie tot, doch aufrecht im Bette sitzend, den Kopf gegen die Kissen gelehnt. Stumm nehmen die Gäste diese Kunde auf und ehren die Tote durch ehrfürchtiges Schweigen. Doch dann sprechen sie von dieser bewundernswürdigen Frau, die ein ‚skörungr mikill', das heißt, ein großer Entscheidungmensch gewesen war; denn jeder kannte ja ihr bewegtes und bis zuletzt tatkräftiges Leben, ja, darüber hinaus hatte sie noch durch ihr aufrechtes Sterben ihre Würde bewahrt. So wurde der Abschluß dieser denkwürdigen Hochzeit das Leichenmal für die Ahne,

doch auch dies störte die Festfreude nicht weiter, denn für jene Menschen des Nordens hatte der Tod keine Schrecken. In ihren Kindern wurden ihnen die Verstorbenen wiedergeboren, und die Volksseele war unsterblich. Man begrub die Seefahrerin in einem Schiff und gab ihr, wie es damals üblich war, viele Kostbarkeiten mit auf die letzte Fahrt. Name und Ruhm aber dieser einzigartigen Frau, der hervorragendsten Blüte ihres Geschlechtes, leben heute noch.

Die ewige Sehnsucht

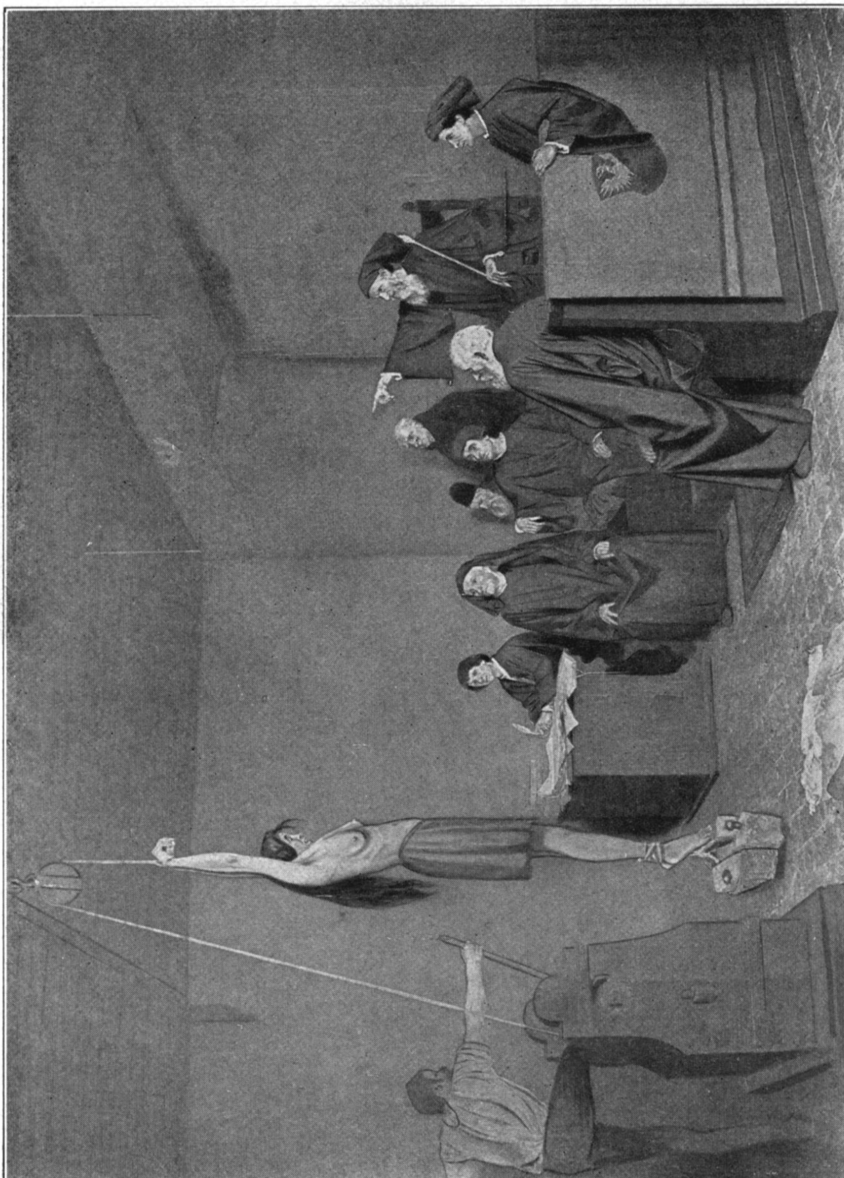
Von Hans Hugo Brinkmann

Nach den alten Göttern faßt uns
Manchmal eine tiefe Sehnsucht,
Wenn die Eichenwipfel rauschen,
Träumen von vergangnen Tagen.
Und wir denken, wie es schön war,
Da die herrlichsten Gestalten,
Kraftvoll wie die Bäume ragend,
Unserer Ahnen Herz erfüllten.
Da sie lauschten jedem Raunen,
Welches drang aus dichten Wäldern,
Heilgen Hainen, die sie weihten
Ihren Göttern in Walhall.
Und wenn Blitze zuckten, sahen
Sie es an als Donars Zeichen
Und erschauerten in Ehrfurcht,
Brachten ihm ein Opfer dar.
Naht' der Frühling, schritt Ostara
Lächelnd durch die grünen Fluren,
Streute Blumen, pflückte Kränze,
Und sie flocht sie sich ins Haar.
Ja, die Welt war voller Schönheit,
Denn es lebten noch die Götter
Und kein Pfaffe trug verstohlen
Schon Soutane und Brevier.
Keine Scheiterhaufen flammten,
Keine Hölle und Verdammnis
Sprach man über freie Menschen
Und die reinste Unschuld aus.
Nein, in allen Deutschen Gauen
Quoll noch frei und froh das Leben,
Pries man selig noch die Götter
Wenn sie sandten Not und Tod.
Ach, wie hat man uns betrogen,
Hat man Heldenblut entwürdigt,
Seit der unheilvollen Stunde,
Da wir sanken unters Kreuz;
Seit der Stunde, da wir treulos
Unsere Götter einst verlassen,
Die uns alles, alles gaben,
Was erhaben ist und schön.
Heute fühlen wir sie nahe,
Manchmal faßt uns tiefe Sehnsucht,
Und wir möchten sie erwecken,
Unsere Götter aus Walhall.



Germanische Frau

Aufnahme: Archiv Ludendorffs Verlag



Der 4. Grad der Tortur einer angeblichen Hexe vor einem Inquisitiongericht

Nach einem Stich aus der Zeit



„Das Verfahren der heiligen Inquisition"

Das Geheimnis war die Seele der Inquisition; denn nie hat ein Angeklagter seine Prozeßakten gesehen, noch weniger die eines anderen Angeklagten. Er mußte sich mit dem begnügen, was er aus den Fragen der Richter entnehmen konnte, und mit den wenigen Zeugenaussagen, die ihm mitgeteilt wurden. Wer aber nach getaner Kirchenbuße entlassen wurde, der mehr mußte versprechen, seine Erlebnisse geheimzuhalten, und da die Prozeßakten vielfach nicht nur gefälscht, sondern auch ganz unterschlagen wurden, so drang tatsächlich Jahrhunderte hindurch fast gar nichts über das vön den Inquisitoren angewendete Verfahren in die Öffentlichkeit. Die Verbrechen, über welche die alte Inquisition urteilte, waren sehr verschieden. Als erstes galt die ketzerische Gotteslästerung, gleichviel ob sie mit oder ohne Bewußtsein, in der Trunkenheit oder im Streite ausgestoßen worden war. Das zweite Verbrechen war Zauberei und Wahrsagerei. Drittens machte sich als Ketzer verdächtig, wer Geister oder gar den Teufel zitierte. Hierher gehörten jene Sektierer, die dem Satan göttliche Verehrung erwiesen. Wer ferner länger als ein Jahr exkommuniziert lebte, ohne um Absolution zu bitten und Buße zu tun, galt gleichfalls als Ketzer. Dann folgten diejenigen, die Irrlehren anhingen, wie die Griechischkatholischen. Gegen diese ist besondere Strenge am Platze, weil sie die Kurie selbst gefährden. Die sechste und siebente Klasse von Verbrechern bilden diejenigen, die Ketzer begünstigen und sich der Inquisition widersetzen. Zu diesen gehören achtens die weltlichen Großen, welche den Inquisitoren nicht helfen, dasselbe gilt neuntens von den Statthaltern. Ebenso sind die anderen Punkte, welche von den Pflichten handeln, welche weltliche Beamte den Inquisitoren gegenüber zu erfüllen haben. Wer sich in einem Prozesse wegen Glaubenssachen wegen irgend eines Punktes zu schwören weigerte, ward des Verbrechens des Widerstandes angeklagt. Der fünfzehnte Punkt betrifft die Untersuchungen gegen Tote. Endlich hatte sich die Inquisition mit ketzerischen Schriften zu beschäftigen, sowie mit den Juden und Moriskos.

Anfangs handelten die Bischöfe gemeinsam mit den Inquisitoren, doch konnten sie auch allein vorgehen. Die weltlichen Gerichte mußten sich dem heiligen Offizium zur Verfügung stellen. Der Richter, der seine Unterstützung verweigerte war exkommuniziert. Auch sollten die Inquisitoren sich mit Gerichtsdienern und Bewaffneten umgeben, um sich, den Gerichtsschreiber und die Familiaren zu schützen.

Der Bischof des betreffenden Bezirkes mußte sein Gefängnis zur Aufnahme gefangener Ketzer hergeben. Wenn in einem Prozesse irgendwelche Zweifel oder Schwierigkeiten entstanden, so hatte der Inquisitor das Recht, eine Versammlung von Rechtsgelehrten einzuberufen, die eine Entscheidung finden mußten. Erst später gab man den Inquisitoren rechtskundige Beistände. Ebenso wurden die ersten Inquisitoren nicht besoldet; denn sie waren ja meistens Mönche, die das Gelübde der Armut abgelegt hatten. Erst als das Gefolge derselben an Gerichtsschreibern, bewaffneten Dienern und Familiaren bedeutend wurde, suchte man die Kosten dafür den Bischöfen aufzubürden, diese aber weigerten sich, und endlich wies man den Inquisitoren einen Anteil aus konfiszierten Gütern und Geldstrafen an.

Wenn ein Inquisitor einen Ort besuchen wollte, so meldete er Tag und Stunde seines Eintreffens dem Magistrate, worauf der Stadtrichter vor dem geistlichen Genossen zu erscheinen und demselben eidlich zu geloben hatte, daß er jeden verlangten Beistand leisten und auch selbst gegen die Ketzer tätig sein wolle. Die Strafe für eine Weigerung war Exkommunikation. In einer Versammlung, zu der die Bürgerschaft nach dem Gotteshause geladen wurde, machte der Inquisitor seinen Auftrag bekannt und setzte die Gnadenfrist fest. Die Denunzierten, welche während derselben angegeben wurden, durften sich noch freiwillig stellen, im anderen Falle wurden sie vorgeladen, und man teilte dem Denunzianten mit, daß es drei Wege gebe, um die Wahrheit einer Anklage festzustellen: die Anklage selbst, die Denunziation und die Inquisition. Unter diesen durfte er wählen. Die meisten wählten die Denunziation, weil ihre Namen geheim gehalten wurden. Die Vernehmung selber fand in Gegenwart des Gerichtsschreibers und zweier Priester statt. Ein Protokoll ward aufgenommen, dem Zeugen vorgelesen und derselbe aufgefordert, es anzuerkennen. Der Denunzierte ward darauf verhaftet und in das geistliche Gefängnis gebracht oder, wenn kein solches vorhanden war, in ein Dominikanerkloster, doch sollte er sofort verhört werden.

Bekannte ein Gefangener seine Ketzerei, so ward ihm nicht gestattet, sich zu verteidigen, weil sein Verbrechen ja bereits erwiesen war. Er konnte höchstens den Willen bekunden, den Irrlehren abzuschwören. In diesem Falle ward er wieder in die Kirche aufgenommen und mußte die kanonischen Bußen tun. Im Gegenfalle wurde er dem weltlichen Richter übergeben. Doch stellte man ihm zuvor eine Abschrift der Akten zu, in denen die Namen des Denunzianten und der Zeugen sorgsam vermieden wurden. Es gab ja auch keine andere Verwerfung derselben, außer, wenn tödliche Feindschaft nachgewiesen wurde. Weiter war anfangs die Appellation an den Papst erlaubt, bis auch sie wieder in Wegfall kam. Leugnete ein Angeklagter hartnäckig, so ließ der Inquisitor ihn foltern. Nur wenn das Verbrechen als bereits erwiesen galt, ward sogleich das definitive Urteil gefällt. Konnte einem Angeklagten keine Schuld nachgewiesen werden, so sprach man ihn frei und gab ihm eine Bescheinigung darüber, doch auch jetzt erfuhr er den Namen des Denunzianten nicht. Meist erschienen die Verhafteten nur verdächtig, und zwar leicht, schwer oder dringend. Als rückfällig war derjenige zu betrachten, der schon als wirklicher Ketzer oder als dringend verdächtig verurteilt worden war. Solche wurden regelmäßig dem weltlichen Gerichte übergeben.

Die Abschwörungen fanden unter besonderen Feierlichkeiten öffentlich statt. Der Angeklagte mußte mit bloßem Kopfe auf einem Schaugerüste Platz nehmen, so daß jeder ihn sehen konnte. Die Geistlichen und das Volk umringten ihn. Die Messe war zelebriert, eine Predigt über die Ketzerei gehalten, dann reichte man dem Beschuldigten das Kreuz und die Evangelien, ließ ihn weiter die Abschwörung vorlesen und unterschreiben, wenn er dazu imstande war, und nahm ihn nach erteilter Absolution wieder in die Kirche auf. Um so schwerer der Verdacht gegen einen Angeklagten war, desto mehr Zeremonien wurden veranstaltet. Namentlich kam bald die Bußkleidung auf, die aus braunem, grobem Stoffe gefertigt und mit einem Skapulier ohne Kapuze versehen war. Auf dieses Gewand waren zwei Kreuze aus gelbem Tuche, drei Spannen hoch, zwei breit, genäht. Die Streifen selbst waren eine halbe Spanne breit.

War ein halsstarriger Ketzer dem weltlichen Richter übergeben und erwartete ihn demgemäß der Scheiterhaufen, so mußten einige Priester zu ihm gehen und ihn auf sein Schicksal vorbereiten. Gleichzeitig aber sollten sie auch auf ihn einwirken, daß er den Inquisitor um Zulassung zum Sakramente der Buße und des Abendmahles bitte. Selbst dann, wenn ein Ketzer ganz hartnäckig war, ließ es die alte Inquisition nicht so leicht zum Auto da fé kommen, sondern gab sich große Mühe, ihn noch zu bekehren, und meist wurden die zum Tode Verurteilten zu ewigem Gefängnis begnadigt. Nur Rückfällige erlitten ohne Ausnahme den Tod auf dem Scheiterhaufen, und wenn sie doch das Verlangen nach Wiederaufnahme in die Kirche, sowie ernstliche Reue bezeigten, ließ man ihnen höchstens die Gnade widerfahren, daß sie erdrosselt wurden, und man nur ihren Leichnam verbrannte. Entfloh ein Angeklagter aus dem Gefängnisse oder entzog er sich sonst auf irgendeine Weise der Inquisition, so ward er im Bilde verbrannt.

Merkwürdig, wie ein Hohn auf alle Menschlichkeit, mutet es jedoch an, daß die Inquisitoren bei der Übergabe eines verurteilten Rückfälligen an den weltlichen Richter diesen baten, den Ketzer mit der Todesstrafe zu verschonen. Denn wenn der Betreffende diesem Wunsche nachgekommen wäre, hätte er sich selbst dem Verdachte der Ketzerei ausgesetzt.

Außer der Überlieferung an den weltlichen Arm verhängte die Inquisition auch Geld- und andere Strafen, Konfiskation des Vermögens oder wenigstens eines Teiles desselben, ewiges oder zeitliches Gefängnis, Landesverweisung, Ehrlosigkeit und den damit verbundenen Verlust aller Ämter und Würden. Die Schuldigen, welche als schwerverdächtig abgeschworen hatten, wurden nie zu ewigem Gefängnis verdammt. Wer dagegen dringend verdächtig war, wurde meist für den Rest seines Lebens eingesperrt, konnte jedoch je nach seiner Reue früher oder später begnadigt werden. Nur wenn wirklicher Ketzerei abgeschworen wurde, blieb die Strafe des ewigen Gefängnisses bedingunglos bestehen.

Charakteristisch für die von der Inquisition verhängten Bußen ist besonders der San Benito (saco bendito), oder wie es auf spanisch heißen müßte „Zamarra". Es handelt sich also um die Bußtracht, den geweihten Rock, der fast dem Leibrock der Priester glich. Der heilige Dominikus führte dieses Büßerkleid ein. Er legte einem von der Ketzerei bekehrten gewissen Roger folgende Bußen auf: Derselbe sollte

sich drei Sonntage hintereinander „mit ausgezogenen Kleidern" durch einen Priester, der ihn mit Ruten peitschte, vom Stadttore bis zur Kirchentüre führen lassen; ferner durfte er während seines Lebens kein Fleisch, keine Eier, keinen Käse, noch sonst ein von Tieren herrührendes Nahrungmittel genießen, ausgenommen an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, mußte dreimal im Jahre fasten, ohne Fisch zu genießen, dreimal wöchentlich sich des Genusses von Fisch, Wein und Öl enthalten, sowie klösterliche Kleidung mit zwei kleinen Kreuzen auf der Brust tragen usw.



In fast gleicher Weise mußten die von der Inquisition zur Abschwörung zugelassenen Ketzer büßen, nur ward hier noch die Dauer der Buße festgesetzt. Stets aber waren derartige Zeremonien öffentlich und wurden mit den Betreffenden nach gewissen Zwischenräumen wiederholt.

Hier muß noch der merkwürdigen und gefürchteten Einrichtung der sogenannten „Familiaren" der Inquisition gedacht werden, welche durchaus nicht mit jenen „milites Christi" zu verwechseln sind, die bei der Ausrottung der Albigenser so entsetzliche Schandtaten begingen. Die Familiaren sollten die Inquisition selber schützen, Ketzer verfolgen, den Gerichtsdienern bei den Verhaftungen helfen und im übrigen allen Befehlen der Inquisitoren gehorchen. Die Zahl dieser Schergen nahm bald ungemein zu, denn da der Widerstand gegen die Inquisition selbst vergeblich gewesen war, so hielten es kluge Leute für angebracht, um jeder Verfolgung zu entgehen, dem geistlichen Richter ihre Anhänglichkeit zu bezeugen. Zuerst wurden einige vornehme Adelige in die Brüderschaft St. Petri aufgenommen, die sich freiwillig erboten hatten, Familiaren der Inquisition zu werden. Ihnen folgten aber rasch viele Männer aus den niederen Ständen, und da das Königspaar sie begünstigte, so erhielten die Familiaren bald verschiedene Vorrechte und Privilegien, vor allem erließ man ihnen die Gemeindeabgaben, was ihre Zahl so ungeheuer vermehrte, daß es in manchen Städten mehr Familiaren als andere Einwohner gab. Jedenfalls kostete der Unterhalt dieser Leute eine Unmasse Geld.

Daß es unter den Familiaren der Inquisition natürlich viele gewissenlose Subjekte gab, welche die Angst der Bevölkerung vor dem heiligen Gerichte zu unsauberen Privatzwecken, und vielfach zu schamlosen Erpressungen benützten, ist festgestellt worden. Auch ist es Tatsache, daß eine Menge verbrecherischer Elemente diese Einrichtung zu benutzen verstanden, um allen Nachstellungen der weltlichen Behörden zu entgehen. Es herrschten dieselben Verhältnisse, wie sie bereits in Bezug auf die Klöster geschildert worden sind, die allen denen eine Freistatt und vollkommenen

Schutz boten, welche als Laienbrüder oder auch als Tertiarier einem Orden beitraten. Selbst das schwere Verbrechen des Totschlages ward an solchen Personen mit einer nur vierzigtägigen Buße gesühnt, während doch eine Menge Unschuldiger, welche als Ketzer verdächtigt worden waren, zu ewigem Kerker oder gar zu qualvollem Feuertode verurteilt wurde.

Wie gesagt, gab bereits der Inquisitor Eymerick der Inquisition eine Art Gesetzbuch, in welchem die einschlägigen Bullen und Dekretalien der Päpste, sowie die Beschlüsse der Konzilien und Synoden betreffs der Ketzerei enthalten waren. Doch erst der berüchtigte Torquemada brachte die schaurige Tätigkeit der Inquisitoren in ein System, nach dem fortan verfahren wurde, dasselbe begann mit der

Denunziation

Diesem Ausdruck darf man allerdings hier nicht jene schmähliche Bedeutung unterlegen, die er gegenwärtig hat, sondern er ersetzt nur den Ausdruck „strafrechtliche Anzeige", denn es konnte ebenso gut ein Beamter der Inquisition einen Verdächtigen denunzieren, wie irgend eine Privatperson. Es mußte also in jedem Prozesse eine Denunziation vorkommen, doch das Schimpfliche bei der Sache war, daß die Inquisitoren meist solche Anzeigen durch allerlei Kniffe erzwangen, wie sie z. B. die Beichtstühle dazu benutzten, indem sie die Absolution verweigerten, bevor nicht der Betreffende diesen oder jenen als verdächtig denunziert hatte; daher erklärt sich die Menge der Verhaftungen zur Zeit der Osterbeichte. Aber auch sonst nahm jedes Tribunal alle derartigen Anzeigen begierig entgegen. Meist wurde verlangt, daß ein solcher Denunziant seine Erklärungen unterzeichnete, nachdem er sie als wahr beschworen und auch andere Zeugen genannt hatte, welche darauf vorgeladen und befragt wurden, ohne daß sie wußten, was sie bestätigen sollten. Traf dieses Los einen ehrhaft gesinnten Mann, der es verschmähte, einen Mitmenschen ungerecht zu verdächtigen, so ward er sofort als Mitschuldiger bezeichnet und auch gegen ihn das Verfahren eröffnet, und deswegen hatte jede Denunziation eine solche Menge Prozesse zur Folge. In den meisten Fällen blieb überdies der Denunziant von jeder Verantwortung befreit, und dadurch wurde naturgemäß die Lage des Angeklagten eine ungemein schwierige.

Die Inquisitoren gingen aber noch weiter, sie forderten die Selbstdenunziation und verlangten den Bruch des Beichtgeheimnisses, so daß, wenn jemand über gewisse religiöse Fragen irgenwie Zweifel hegte und dies dem Beichtvater anvertraute, derselbe eine schriftliche Erklärung dieser Angaben verlangte, oder falls der Betreffende nicht schreiben konnte, selber eine Eingabe an das Tribunal auffetzte und abschickte.

Gleichzeitig ward den Gliedern einer und derselben Familie gegenseitige Überwachung zur Pflicht gemacht, und daraus folgte, daß Eltern ihre Kinder und umgekehrt, Kinder ihre Eltern und Geschwister denunzierten. Es traten demnach dieselben Mißstände ein, welche das Treiben Konrads von Marburg in Deutschland erzeugte.

Die alljährlichen Inspektionreisen blieben auch während der neuen Inquisition bestehen, ebenso die Gnadenedikte nebst den üblichen Strafandrohungen, und es ist leicht einzusehen, daß namentlich letztere ihre Wirkung auf fromme, kirchlich gesinnte Menschen durchaus nicht verfehlten, so daß sie aus tatsächlicher Gewissensangst zur Denunziation schritten, um sich vor zeitlichen und ewigen Strafen zu sichern. Bei alledem aber darf ruhig angenommen werden, daß, wie bei jeder solcher Gelegenheit, auch der Inquisition gegenüber der Altweiberklatsch eine große Rolle spielte; denn was vielleicht nur im harmlosen Gespräch geäußert worden war, gewann eine ganz andere Bedeutung in den Ohren der Inquisitoren, und meist sahen solche unvorsichtige Schwätzer erst zu spät ein, welches Unheil sie leichtsinnig heraufbeschworen hatten. Selbstverständlich fehlten auch böswillige Denunziationen keineswegs, und es kam bei diesen meist persönlicher Haß oder Brotneid in Betracht. Noch abscheulicher aber müssen uns die Denunziationen von Blutsverwandten erscheinen. Entschuldbar ist nur die Art von Anzeigen, welche durch die Folter erpreßt wurde. Schließlich aber kam es auch vor, daß bereits Verurteilte sich wiederholt selbst denunzierten, wenn sie z. B. zur Galeerenstrafe verdammt waren und dieser selbst lebenslängliche Einkerkerung vorzogen.

Nur wenn keinerlei freiwillige Denunziationen von Privatpersonen eingingen, trat das Spionagesystem der Inquisition in Tätigkeit, und auf diese Weise verschafften sich die Glaubensrichter in den meisten Fällen wirklich die ersehnte Arbeit. Nur in den seltensten Fällen waren derartige Nachforschungen erfolglos, da endlich ein Zufall oder Selbstverrat den Schuldigen doch noch der Gewalt der Inquisitoren überlieferten, der dann natürlich auf dem Scheiterhaufen endete. Gerade die Familiaren der Inquisitoren leisteten auf diesem Gebiete unschätzbare Dienste, weil sie ja unter dem Volke — meist unerkannt — lebten, und schließlich lieferten die weltlichen Gerichte viele aufgegriffene Menschen, die geringer oder schwerer Verfehlungen angeklagt waren, sofort an das zuständige Inquisitiontribunal ab, wenn nur irgendwie der Verdacht wegen Ketzerei vorlag. Daß auch die eigentlichen Untersuchunggefangenen der Inquisitionkerker viele ihrer angeblichen Genossen und Mitschuldigen anzeigten, bedarf eigentlich nicht der Erwähnung, denn im Notfalle konnte ja die Folter angewendet werden. Keinesfalls aber würde die Zahl der Denunziationen eine so erschreckende Höhe erreicht haben, wenn man die Angeber verwarnt und sie darauf hingewiesen hätte, daß sie eventuell als Verleumder zur Rechenschaft gezogen werden würden. Die

Untersuchung

selbst wurde alsbald eingeleitet, wenn der Gegenstand der Denunziation den Inquisitoren wichtig genug erschien. In diesem Falle unterrichtete man die Zeugen von dem, was man von ihnen wissen wollte, und legte ihnen die strengste Geheimhaltung alles dessen, was sie gefragt werden würden, eidlich auf. Erst nachdem auf diese Weise alle Zeugenaussagen zu Protokoll genommen worden, wurde der Denunzierte vorgeladen. Vielfach trat natürlich auch der Fall ein, daß als Zeugen auftretende Personen in der Unkenntnis dessen, was sie aussagen sollten, wieder neue Denunziationen

vorbrachten. Selbstverständlich nahm der Inquisitor keinen Anlaß, die Zeugen über solche Irrtümer aufzuklären, sondern ließ sie vielmehr bei dem Glauben, daß sie wirklich wegen dieses besonderen Falles vorgeladen worden seien, und erst nachdem man genug erfahren hatte, kam man auf die eigentliche Denunziation zurück. Die Inquisition erhielt auf diese schändliche Art Material zu immer neuen Prozessen, und ihre Tätigkeit dehnte sich infolgedessen weiter und weiter aus.

Den Zeugen wurden ihre Aussagen vorgelesen, und zwar einmal gleich nach der Aussage, das zweite Mal dagegen vier Tage später in Gegenwart zweier Priester, die nicht zum Tribunal gehörten, aber ebenfalls zur Geheimhaltung verpflichtet waren. Trotz dieses Anscheines peinlicher Gewissenhaftigkeit, den man durch diese Maßregel dem Verfahren zu geben versuchte, verfehlte dieselbe meist ihren Zweck vollständig, da die Zeugen in den weitaus häufigsten Fällen alles bestätigten und unterzeichneten, was ihnen vorgelesen wurde. Um die Gefährlichkeit dieser Untersuchungart deutlich zu zeigen, braucht man sich nur vorzustellen, daß sich z. B. mehrere Personen zum Verderben eines Feindes verschworen hatten. Einer von ihnen erstattete die Denunziation und nannte die Zeugen, diese bestätigten aufs bestimmteste die Aussagen des ersten, und die Schlinge war fertig. Drei Zeugen genügten, um den Denunzierten zu überführen, dem alsdann keine Verteidigung mehr gestattet wurde. Doch immerhin muß erwähnt werden, daß solche Verleumdungen nur sehr selten vorkamen; hingegen konnte auch der Fall eintreten, daß das Geständnis eines Angeklagten die Ursache zu einem Prozesse gegen einen Belastungzeugen wurde. Daraus ist zu ersehen, wie verwickelt das Verfahren war, und wie ein einziger Inquisitionprozeß immer eine ganze Kette von weiteren Anklagen nach sich zog. Manchmal zögerte jedoch der Inquisitor merkwürdig lange, ehe er zur Verhaftung des Denunzierten schritt, während andererseits mancher Prozeß binnen ganz kurzer Zeit beendet wurde. Dabei stand es im Belieben des Richters, den Angeklagten vorläufig auf freiem Fuße zu lassen oder ihn ins Gefängnis zu werfen.

Jedenfalls mußte, bevor gegen jemanden gewaltsame Maßregeln ergriffen wurden, das Gutachten einer aus Geistlichen bestehenden Kommission eingeholt werden, während gleichzeitig alle Gerichte des Bezirkes aufgefordert wurden, festzustellen, ob ihnen etwas Nachteiliges über den Angeklagten bekannt sei. Die Mitglieder jener Kommission, die sogenannten Kalifikadoren, waren ebenfalls zur Geheimhaltung verpflichtet, trotzdem aber wurden in den ihnen zugeschickten Akten weder die Namen der Angeklagten, noch die der Zeugen genannt. Auch diese Gepflogenheit sollte den Inquisitoren den Schein strengster Neutralität oder Unparteilichkeit geben. Die Kalifikadoren kümmerten sich übrigens wenig darum, denn sie waren meist Mönche oder pedantische Scholastiker, die sich nicht entblödeten, jemanden wegen eines Satzes zu verurteilen, der doch in irgend einem Werke der Kirchenväter oder in einem andern erlaubten Buche enthalten war. War das Gutachten der Kommission bejahend ausgefallen, so ward der Haftbefehl gegen den Denunzierten erlassen und dem Gerichtsdiener des Tribunals übergeben. Dieser eilte, meist von mehreren Familiaren begleitet, zu dem Hause des Betreffenden und nahm denselben gefangen. Wohnte ein Angeklagter im Bereiche eines anderen Tribunals, so ward dieses um Auslieferung ersucht, und es sandte meist bald den Verdächtigen unter Bewachung

von Familiaren ab. In einem Haftbefehl sollte nicht mehr als eine Person namhaft gemacht werden, „damit, wenn es nötig sein sollte, wegen einer Verhaftung mit einer Person außerhalb des Tribunals in Verbindung zu treten, die übrigen geheim bleiben und damit zu dem Prozeßaktenstück der Haftbefehl beigelegt werden kann. Die Sequestration des Vermögens soll geschehen, wenn die Verhaftung wegen formaler Ketzerei erfolgt. Unter eine solche Sequestration können nur solche Vermögensstücke gelegt werden, welche sich in der Gewalt der Personen, deren Verhaftung befohlen wird, befinden, nicht diejenigen, welche in der Gewalt eines dritten Besitzers sind. Bei der Verhaftung sollen der Alguazil (Gerichtsdiener), der Einnehmer der Inquisition oder dessen Stellvertreter, sowie der Schreiber der Sequestrationen zugegen sein."

War ein Angeklagter geflüchtet, ehe man ihn verhaften ließ, so wurden Familiaren zu seiner Verfolgung ausgesandt, und diesen glückte es meist, ihr Opfer einzufangen, weil ja niemand demselben Unterkunft gewähren durfte. Doch entstanden dadurch meist ganz bedeutende Kosten, die z. B. in dem Falle des Juan Sanchez 400 Dukaten betrugen und aus der königlichen Kasse gedeckt werden mußten. Ebenso wurden, als Dr. Arguer aus dem Untersuchunggefängnis entflohen war, dreißig Familiaren zu seiner Verfolgung aufgeboten, von denen jeder außer dem Zehrgelde und den Auslagen 20 Dukaten erhielt. (Schäfer, a. a. O., I., 83) Nur wenn es sich um Verhaftung von Geistlichen oder Mönchen handelte, verfuhren die Inquisitoren weniger auffällig und bedienten sich der Familiaren nur im Notfalle.

Der Alguazil, der die Verhaftung und Sequestration vornahm, war angewiesen, soviel Geld aus dem Vermögen des Angeklagten an sich zu nehmen, wie erforderlich erschien, um denselben zum Gefängnis zu transportieren und dort zu beköstigen. Für die Verpflegung wurden 6—7 Dukaten angesetzt. Er hat dem Verhafteten nicht mehr davon auszuhändigen, als derselbe zum Unterhalt bedarf, oder als für die Tiere notwendig ist, die sein Bett und die Kleidungstücke fortschaffen. Wenn der Verhaftete kein Geld besitzt, soll der Alguazil soviel von den vorhandenen Vermögensstücken auf die mindest nachteilige Weise verkaufen.

Nach der Verhaftung hat der Alguazil den Angeschuldigten derart in Verwahrung zu nehmen, daß „niemand ihn sehen, noch ihm schriftlich oder mündlich eine Mitteilung machen kann". Wenn eine Anzahl Gefangener gleichzeitig transportiert werden, so ist der Verkehr derselben untereinander zu verhindern. Geld, Kostbarkeiten, Schriftstücke und Waffen sind dem Verhafteten abzunehmen, und dieser ist dem Alcaiden, also dem Kerkermeister des Inquisitiongefängnisses auszuliefern, der dafür eine Empfangsbescheinigung ausstellt.

Die Inquisitoren haben den Verhafteten, sobald es ihnen gut dünkt, vor sich und einen geheimen Notar führen zu lassen und ihn eidlich nach Namen, Alter, Stand, Wohnort und Zeit der Verhaftung zu fragen. Die Inquisitoren sollen mit dem Verhafteten menschlich verfahren, ohne ihn einzuschüchtern. Wichtig ist ferner, daß die Inquisitoren weder heftig und ungetüm, noch schlaff werden und den Gefangenen über nichts fragen sollen, als worüber Indizien vorliegen. Wenn er gesteht, sollen sie ihn ruhig reden lassen. Ferner sollen sie „immer argwöhnisch sein, daß sie bei der Ablegung sowohl von Zeugnissen, wie von Geständnissen hintergangen werden



Die spanische Inquisitionsfahne mit der Aufschrift: „Erbarmen und Gerechtigkeit"

Worin die Tortur bestand, erzählt Niehues nach den Gerichtsakten des Fürstbistums Münster. Man unterschied daselbst fünf Grade der Tortur. Der erste Grad bestand in dem Vorzeigen der schauderhaften Marterwerkzeuge. Der zweite Grad darin, daß man dem Gefolterten die Daumschrauben anlegte und zusammenpreßte, bis das Blut unter den Nägeln hervorsprang oder gar die Knochen zersplitterten. Beim dritten Grad legte man dem Inquisiten, die sogenannten spanischen Stiefel an, die man solange zusammenschraubte, bis die darin aufs äußerste zusammengepreßten Füße und Schienbeine, wie die Daumen in den Daumschrauben, zu Splittern zerquetscht wurden. Die dadurch verursachten Schmerzen waren so gewaltig, daß selbst die vertierten Richter und Henkersknechte das Jammergeschrei der Gefolterten nicht länger ertragen konnten. Um das Schreien unmöglich zu machen, legte man den Gemarterten dann einen Knebel in den Mund, eine sogenannte Mundbirne. Beim vierten Grad der Folterung zog man die Angeklagten an den zusammengebundenen Händen in die Höhe und belastete die Füße mit schweren Gewichten, so daß Sehnen und Muskeln zerrissen. Beim fünften Grad der Tortur hatte man „alles zusammengehäuft, was man an Marterwerkzeugen, die nicht unmittelbar den Tod zur Folge hatten, nur auffinden konnte". Der Scharfrichter brach dem Angeklagten die Arme und die Schulterknochen aus ihrem Schultergelenk, schnürte die Arme nach rückwärts am Hinterkopf fest zusammen und ließ ihn so durch seine Knechte aufziehen, so daß seine Füße einige Spannen über dem Boden hingen. Zur Erhöhung der Höllenqualen gelangten dann von Zeit zu Zeit die Daumschrauben und spanischen Stiefel zur Anwendung. Dazu peitschte man den Gefolterten mit bleibeschwerten Lederriemen oder man zerriß ihm das Fleisch mit Haken, und zwar so lange, bis der Scharfrichter selbst erklärte, daß eine weitere Folterung den Tod nach sich ziehen müsse.



Zu dem nebenstehenden Gemälde Kaulbachs: Pedro von Arbues verurteilt eine Ketzerfamilie zum Feuertode

Der grausame Fanatiker Pedro v. Arbues wurde von Papst Pius XI. heilig gesprochen, als Kaulbach jenes Gemälde schuf. Damals predigten Priester in Meran gegen die Ausstellung dieses Gemäldes. Wilhelm v. Kaulbach schrieb am 22. 5. 1872 an den Meraner Kunsthändler: „Hochverehrter Herr! Von einer canailleusen Meute, die alles Schöne, Freie und Große in Wissenschaft und Kunst anbellt, gleichfalls verfolgt und verwünscht zu werden, gereicht uns nur zur Ehre und zum Zeichen, daß wir nicht vergebens da sind . . . . . Ergebenster W. Kaulbach."



Peter von Arbues

„Was stehst du dräuend in des Weges Mitte,
Und hemmst mit wildem Rufe meine Schritte?
Mach' Platz dem Priester, der vom Tribunale
Zum Hochamt eilet nach der Kathedrale!
Horch, Mitternacht! Es ruft die heil'ge Pflicht,
Heb dich von hinnen, Weib, ich kenn' dich nicht!"

„Du kennst mich nicht, doch kenn' ich nur zu gut
Den Dämon, der mein Dasein wild zerstört;
Dein Sakrament ist Mord, dein Wein ist Blut,
O Priester! — bleib', bis du mich ganz gehört! —
In einer Nacht wie heute war's, die Wellen
Des Ebro brandeten im wilden Jagen,
Da ward an meines Hauses Tor geschlagen,
Und Einlaß heischten deine Mordgesellen.
Die Tochter rissen sie aus meinen Armen,
Umsonst mein Flehn, umsonst mein Hilfeschrein,
Umsonst mein Schwur, daß schuldlos sie und rein,
Eh' fühlt ein Stein als ihre Brust Erbarmen.
Du hast kein Kind, kannst, Priester, nicht ermessen,
Die mich ergriff, die namenlose Pein.
Kaum wußt' ich mehr, ob Wochen, Monde schwanden,
So lag der Geist, die Seele mir in Banden,
Bis jener Tag kam — gräßlich, unvergessen,
Ein Wintertag — die Sonne war im Neigen —
Es strömen Volk und Priester wild zusammen
Zum grausen Henkerfest — die Furienflammen
Vom Scheiterhaufen prasselnd aufwärts steigen,
Und flüstern hör' ich: die jetzt wird verbrannt,
Hat zu der neuen Lehre sich bekannt.
Wer? will ich schrein, da naht im Büßerkleid,
Umringt von Mönchen, eine blasse Maid. —
Mein Kind, mein Kind! Nicht kann ich durch die Menge:
Schon zittern durch die Luft die Sterbesänge,
Schon seh' ich Mönche in den Flammen schüren
Und an den Marterpfahl die Tochter schnüren,
Da plötzlich wird's vor meinen Blicken Nacht! — —
Am Boden lag ich lange sinnberaubt,
Und als ich endlich wieder aufgewacht,
Fuhr durch verglimmte Kohlen Morgenwind,
Der streute Asche mir auf Brust und Haupt,
Das einz'ge, was mir blieb von meinem Kind.
Seit jener Stund' mein Tag- und Nachtgebet
Heißt Rache, die vom Himmel ich erfleht;
Und Gottes Strafgericht wird dich zerschmettern,
Du Mann des Bluts, gemordet ist genug;
Horch, wie der Sturm aufzieht in dräu'nden Wettern,
Die Weltgerichte donnern ihren Fluch.
Ja, aller Jammer, welchen du verschuldet,
Und jedes Herz, das deine Hand zerbrach,
Und alle Qualen, welche wir erduldet,
Folter und Kerker, nie geahnte Schmach,
Und alles Blut, das frevelnd du vergossen, —
Ob auch dein Mund es frech zu leugnen sucht, —
Und alle Tränen, die durch dich geflossen,
Schrein laut zum Himmel: sei verflucht, verflucht!" —

Er hört's und schaudert; — plötzlich ist verschwunden
Das droh'nde Weib, gleich einem Nachtphantome.
Ein Grausen faßt ihn, wie er nie empfunden,
Mit schwanken Schritten eilt er fort zum Dome.
Verhüllte Männer kauern im Portale,
Er sieht sie flüsternd nahn, will Hilfe rufen, —
Zu spät! Getroffen von der Rache Stahle
Sinkt Arbues sterbend auf des Altars Stufen.

Günther Walling




Bekehrte Ketzer, die zur Erdrosselung vor der Verbrennung „begnadigt" sind




Zum Feuertode verurteilte Ketzer / Bilder nach zeitgenössischen Stichen

können". Nur so werden sie die Sache der Wahrheit gemäß untersuchen und entscheiden können, denn „wenn sie nach der einen oder anderen Seite voreingenommen sein würden, könnten sie leicht eine Täuschung erfahren". Die Inquisitoren sollen mit dem Angeklagten über nichts anderes als über dessen Prozeßsache verhandeln. Der Fiskal aber soll Sorge tragen, daß die Anklage gegen die Verhafteten binnen der vorgeschriebenen Zeit erhoben wird, „und obwohl die Inquisitoren nicht über Vergehen, welche nicht offenbare Ketzerei betreffen, urteilen können, muß der Fiskal, wenn gegen den Angeklagten Zeugenaussagen über andere Vergehen vorliegen, ihn auch wegen dieser anklagen", nicht damit die Inquisition ihn wegen dieser bestrafe, sondern um sie als erschwerende Umstände für die Ketzerei zu benutzen, und damit schlechtes Christentum und seine Lebensweise festgestellt und daraus ein Indizium für die Glaubenssache, um die es sich handelt, entnommen werde. Der Geständige muß angeklagt werden, damit ihm der Prozeß gemacht werden kann.



Jedenfalls bedeutet die erfolgte Verhaftung eines Denunzierten für diesen einen längeren oder kürzeren Aufenthalt in dem

Gefängnis der Inquisition,

von dem es drei Arten gab: öffentliche, mittlere und heimliche, wie Llorente (a. a. O., I., 351) angeführt. In die öffentlichen Gefängnisse wurden diejenigen Personen gebracht, die sich zwar nicht gegen den Glauben vergangen hatten, aber doch wegen irgend einer Sache angeklagt waren, über deren Aburteilung die Inquisition befugt war. Die mittleren Gefängnisse dienten als Kerker für Beamte des Tribunals, die während ihres Dienstes Fehler oder Verbrechen begangen hatten. Diesen beiden Arten von Gefangenen war der Verkehr mit der Außenwelt gestattet, nicht aber denjenigen, die in dem heimlichen Gefängnisse saßen und wegen Ketzerei eingezogen worden waren. Die Schilderung derartiger Kerker ist verschieden, doch ehe darauf eingegangen werden kann, muß erwähnt werden, daß Clemens V. verordnete:

„Zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung seines heiligen Glaubens und zu erfolgreicherer Wirkung des hl. Offiziums sollen und dürfen die Diözesanbischöfe und die vom apostolischen Stuhle bestellten Inquisitoren, abtuend alle fleischliche Liebe, allen Haß und alle Furcht und frei von Gewinnsucht, aus eigener Machtvollkommenheit

die Ketzer vorladen, festnehmen, gefangen halten und sicher verwahren. Sie sollen ihnen nach Befinden auch eiserne Handschellen und Fußketten anlegen; einen angeschuldigten Ketzer aber in einen strengen und engen Kerker einschließen, der mehr einer Strafe, als einer bloßen Sicherunghaft gleichkäme, oder ihn den Folterqualen überliefern oder zur Verurteilung schreiten, darf der Bischof oder sein Offizial nicht ohne den Inquisitor und dieser nicht ohne jenen. — Weil aber bezüglich der Bewachung der Ketzergefängnisse, welche da und dort im Volksmunde auch ‚muri' (Mauern) heißen, viele Unredlichkeiten und auch Verrätereien vorkommen, so beschließen wir fürsorglich, daß jeder derartige Kerker zwei Oberwärter habe, zuverlässige, verschwiegene, fleißige und treue Männer. — Jeder von ihnen darf noch einen tüchtigen und treuen Gehilfen haben. Für jedes Gemach des Kerkers müssen zwei verschiedene Schlösser und Schlüssel gefertigt werden. Jeder Oberwärter benützt einen davon, beziehungweise gibt ihn seinem Gehilfen, wenn dieser dem Gefangenen etwas verabreichen muß. Fernerhin aber sollen diese Wärter vor Antritt ihres Dienstes dem Bischof und dem Inquisitor eidlich versprechen, in der Bewachung der Gefangenen alle Sorgfalt und Fleiß getreulich anzuwenden. Auch sollen sie schwören, daß keiner von ihnen mit einem Gefangenen allein und im Geheimen rede, ohne daß der andere Wärter es auch hört, daß sie ferner nichts, was für die Gefangenen bestimmt ist, unterschlagen oder veruntreuen.

So wichtig es aber ist, alles zu tun, was zur Ausrottung der Ketzerei notwendig ist, so sündhaft und verdammungwürdig ist es aber auch, wenn man Unschuldigen böswillig dieses Verbrechen zuschreibt. Deshalb befehlen wir den Bischöfen und Inquisitoren in Kraft des heiligen Gehorsames und unter Androhung des ewigen Fluches, daß sie so vorsichtig, gründlich und prompt gegen die der Häresie Verdächtigen oder in den Ruf derselben Gekommenen verfahren, daß sie niemanden einen solchen Makel boshafter- oder hinterlistigerweise anhängen. Wenn sie aus Haß, Gunst oder Liebe, aus Gewinnsucht oder Eigennutz gegen die Gerechtigkeit und gegen ihr eigenes Gewissen es unterlassen würden, gegen jemanden einzuschreiten, gegen den doch wegen des fraglichen Verdachtes eingeschritten werden sollte, oder wenn sie aus gleichen Beweggründen ungerechterweise jemanden wegen des Verbrechens für schuldig erklärten und überdies sich noch herausnähmen, ihn irgendwie zu quälen, so würden außer anderen Strafen, die nach dem Grade ihrer Schuld über sie zu verhängen wären, der Bischof oder der Obere die Strafe der Amtsentsetzung auf drei Jahre, die anderen die Strafe der Exkommunikation ipso facto inkurrieren. Von dieser Exkommunikation könnten sie nur durch den römischen Papst absolviert werden, mit Ausnahme des articulus mortis (der äußersten Todesgefahr)."

In dieser Verordnung wird also ausdrücklich der enge und strenge Kerker erwähnt, ebenso die Folter. Die Untersuchunghaft selber dauerte oft bis zu zehn Jahren.

Daß gegen überführte Ketzer meist auf lebenslängliche Einkerkerung erkannt wurde, ist schon erwähnt worden. Solche Unglückliche hießen „Eingemauerte" und mußten in abgelegene, verborgene „Kammern" eingesperrt werden, damit sie nicht unter sich oder mit der Außenwelt verkehren könnten. Diese Strafe kann jedoch erlassen werden, wenn die Kinder des Gefangenen durch sie in offene Lebensgefahr

gerieten. Auch ist es der Frau erlaubt, ihren Mann im Kerker zu besuchen (und umgekehrt); desgleichen sei ihnen die Cohabitatio nicht zu versagen, gleichviel ob beide oder nur einer der Gatten eingekerkert sei.

Die Gefängnisse selbst lagen zwischen fünf Fuß dicken Mauern, und nur wenig Licht konnte in dieselben eindringen, vorausgesetzt, daß sie sich über der Erde befanden. Zwei Türen waren derart angebracht, daß die eine im Kerker, die andere nach dem Gange zu befestigt war, und zwischen beiden ein der Stärke der Mauern entsprechender Raum blieb. Durch eine Öffnung der inneren Tür reichte man dem Gefangenen die Nahrung und von Zeit zu Zeit ein frisches Hemd. Die Verpflegung aber war derart schlecht, daß viele Inhaftierte in Gefahr gerieten, zu verhungern. Vermutlich bezieht sich das Verbot, nichts zu veruntreuen und zu unterschlagen, welches oben erwähnt wurde, auf die Unterschlagung von Speisen, welche für die Gefangenen bestimmt waren.

Krauß erwähnt weiter, daß in den niederländischen Inquisitionkerkern den Angeklagten, Männern und Frauen, am dritten Tage nach der Verhaftung die Haare abgeschnitten wurden. Jeder erhielt zwei Krüge voll Wasser, zum Waschen und zum Trinken, einen Besen zum Auskehren des Kerkerraumes, eine Binsenmatte zum Schlafen und ein Gefäß für die natürlichen Bedürfnisse, welches alle vier Tage gewechselt wurde. Schweigen herrschte in diesen Schreckensräumen. Wer sein Geschick beklagte, jammerte oder betete, der ward durch die Aufseher zur Ruhe gewiesen, und wenn er nicht gehorchte, so erhielt er derbe Schläge. Selbst wenn einer der Unglücklichen vom Husten geplagt wurde und denselben nicht zu unterdrücken vermochte, ward er auf den entblößten Leib geschlagen. Hustete er weiter, so ward auch die Züchtigung fortgesetzt, und wenn selbst der Tod eintrat. Das Verbot, mehrere Verhaftete zueinander zu sperren, begründet Pegna, indem er sagt: „Gemeinsames Unglück pflegt in kürzester Zeit große Freundschaft unter den Angeklagten zu stiften."

So kam es, berichtet der von Krauß zitierte Limbroch weiter, daß Jahre lang der Vater neben dem Sohne, das Kind neben der Mutter, der Freund neben dem Freunde in Haft saß, ohne daß der eine vom Dasein des anderen Kenntnis hatte. Nicht einmal das Anhören der Messe war erlaubt (vergleiche Kapitel II), damit nicht durch Bewegungen und Zeichen ein Verkehr bewirkt werden könne. Wenn eine Frau ins Gefängnis geworfen ward, die man sonst in Klöstern unterbrachte, so erhielt sie eine anständige Frau zur Gesellschaft, die nie von ihrer Seite wich. Nur Ehegatten, die des gleichen Vergehens angeschuldigt waren, durften vereint bleiben. Dagegen durfte kein Gefangener sich sein Essen selbst bereiten, und nur ganz selten ward ihm das Anzünden eines Lichtes gestattet, so daß die in unterirdischen Kerkern Schmachtenden oft jahrelang in steter Finsternis saßen und außer dem Wärter keinen Menschen zu Gesicht bekamen. Schon aus diesen Angaben kann man ermessen, welche entsetzlichen Leiden solche Unglückliche ausstehen mußten. Llorente sagt (a. a. O.. I., 352): „Schwerlich läßt sich etwas Schrecklicheres denken, als diese Aufenthaltsorte. — —

Aber was sie zu einem wahrhaft fürchterlichen Aufenthalte macht, ist dies, daß man nicht hineinkommt, ohne sogleich in der öffentlichen Meinung beschimpft und einer Entehrung preisgegeben zu sein, welcher kein anderes Gefängnis, sei es ein

bürgerliches oder ein geistliches, die Gefangenen aussetzt, daß man darin in eine unaussprechliche Traurigkeit verfällt, die unvermeidliche Gefährtin einer tiefen und fortwährenden Einsamkeit, daß man nie die Lage des Prozesses, dessen Gegenstand man ist, erfährt und nie Trost empfinden kann, seinen Verteidiger zu sehen und zu sprechen, endlich daß man da während des Winters fünfzehn Stunden täglich im Finstern zubringen muß, denn es ist dem Gefangenen nicht erlaubt, nach vier Uhr des Abends und vor sieben des Morgens Licht zu haben, ein Zeitraum, der lang genug ist, um den Gefangenen in eine tödliche Schwermut zu stürzen, bei der Kälte, die ihm in einem Aufenthalte zusetzt, in den das Feuer niemals eingedrungen ist."

Wenn die Gefangenen ein Buch erbaten, wurde es ihnen verweigert (sogar die Bibel); „denn," sagte der Inquisitor, „das wahre Buch ist die Wahrheit sagen." Gesunden ward nicht gestattet zu beichten, außer wenn die Oberen es für nötig erachteten. Selbst der Richter durfte sich mit dem Angeschuldigten nicht unter vier Augen unterhalten, weil befürchtet wurde, sie könnten von Mitleiden erfaßt und menschlichen Gefühlen zugänglich werden. So kam es, daß viele der Unglücklichen alles gestanden, was man von ihnen verlangte, nur um eine Änderung ihrer schrecklichen Lage herbeizuführen. Viele wurden wahnsinnig, andere verübten Selbstmord, und Llorente berichtet von einem Franzosen, der an Händen und Füßen gefesselt werden mußte, um ihn zu hindern, sich selbst zu entleiben. Die Gefängnisse der Inquisition aber hießen „casa santa" (heiliges Haus).

Der mehrfach genannte Eymerick bezeichnet die immerwährende Einkerkerung als eine heilsame Strafe, welche überführten Ketzern als Gnade zugestanden wird und auch nur, wenn sie Reue bekunden und nicht rückfällig sind, denn in diesem Falle gab es nur die Strafe des Scheiterhaufens.

Diese immerwährende Einkerkerung konnte (nach Krauß a. a. O., 331) erfolgen 1. in einem einsamen Kerker, der meistens unter der Erde lag, wo nur „das Brot des Schmerzes" ihnen zur Speise und „das Wasser der Trübsal" ihnen zum Tranke dienen sollte, und wo sie in eisernen Ketten und Banden gefesselt gehalten wurden. In der Beschreibung des Turmes der Inquisition zu Carcassonne heißt es bei Molinier: „Alle Beschreibung wird zu eitler Deklamation angesichts der in diesen Mauern uns vor Augen tretenden Wirklichkeit. Man kann zweifelhaft darüber sein, ob die Inquisitoren selbst eine solche Haft für eine gelindere Strafe erachteten als den Tod in den Flammen. Hier also zehrten sich menschliche Wesen langsam auf, ohne Luft, ohne Licht, festgeschmiedet an die Mauer, die Füße beladen mit schweren Eisenketten." 2. Bisweilen wurden die zu lebenslänglicher Freiheitstrafe Verurteilten aber auch in einem Kloster oder in einem eigens gemieteten Privathause untergebracht. Durfte der Gefangene sein Handwerk weiter betreiben, so hatte er dies in vollkommener Abgeschlossenheit zu tun.

Dieser kurze Betrachtung möge im Rahmen dieser Abhandlung genügen. Sie wird jedoch wieder einmal beweisen, mit welchem Recht wir von der Inquisition als der „Geisel der Menschheit" sprechen.



Erasmus Gerber

ein vergessener Bauernführer

Aus der großen Zahl der Männer, die im Wandel Deutscher Geschichte eine führende Rolle gespielt haben und wahrhafte Träger Deutschen Schicksals gewesen sind, ragt die Gestalt eines schier fast vergessenen Führers aus den Bauernkriegen hervor. Erasmus Gerber gehört nicht in den Mittelpunkt der großen Bauernbewegung, aber er hat an ihrer Peripherie eine entscheidende Rolle gespielt und sein tragisches Schicksal, das ihn in wenigen Wochen vom Aufstieg aus dem Dunkel zum Anführer einer gewaltigen Volksmenge und in raschem Sturz zum Märtyrer seiner Überzeugung führte, verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden.

In den letzten Jahren des großen Bauernkrieges, in dessen Zeichen ganz Deutschland zur Zeit der beginnenden Reformation steht, flammt auch im Elsaß an vielen

Stellen die Unruhe auf. Hat die Bewegung zuerst rein wirtschaftliches und politisches Gepräge getragen — man lehnte sich gegen die Willkürherrschaft der Fürsten und der Kirche, gegen die auferlegten Lasten und Abgaben auf, die den Bauern zu Boden drückten — so wird mit der Ausbreitung der Reformation die neue Lehre immer stärker zum geistigen Inhalt der Bewegung. Diesem lutherischen Bauernvolk steht die gewaltige Macht der „Pfaffen und Fürsten" der katholisch gebundenen Obrigkeit gegenüber, die in den Unruhstiftern nichts anderes sehen kann und sehen will als „Ketzer".

Im Elsaß ist in den Jahrzehnten des Bauernkrieges die Unruhe nie zum Stillstand gekommen, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um das im Verborgenen schwälende Feuer zu heller Flamme anzufachen. — Das geschah im Frühjahr 1525 durch die Festnahme einer Anzahl evangelischer Pfarrer. Der Aufstand bricht in einem eng begrenzten Gebiet los: in Dorlisheim, einem Dorf im Bereich der bischöflichen Stadt Molsheim, sammeln sich die Bauern und hier taucht zum ersten Male der Name Erasmus Gerbers auf, der sich bereits zum Sprecher der Beratenden macht und die friedlichen Absichten der Versammelten betont — nicht ohne die Botschaft von diesem Zusammenschluß der Bauern an alle umliegenden Dörfer weiterzusenden. Schon nach einigen Tagen besetzen die Bauern in einer Stärke von einigen tausend Mann das Kloster von Altdorf und Erasmus Gerber, der nach der Sicherung dieses seines Hauptlagers seine führende Stellung in der Bauernbewegung befestigt sieht, beginnt die kräftige und mutige Sprache eines echten Volksführers zu sprechen. Er und die ihm zur Seite stehenden Bauernführer nennen sich „christliche Regenten" und betonen schon dadurch, daß ihre wirtschaftlichen und politischen Forderungen von ihrem Glauben an die neue Lehre wahrhaft unterbaut sind.

Nach diesem ersten Erfolg der Bauernbewegung überträgt sich die Unruhe auf das ganze Elsaß; es bilden sich an verschiedenen Stellen neue Herde, und die Regierung erkennt allmählich auch hier die Bedeutung der Gegnerschaft des gemeinen Volkes. Man leitet Verhandlungen mit Erasmus Gerber ein, der sich bereits als Führer von sieben Bauernhaufen bezeichnen kann, und Anfang Mai 1525 glaubt er, der seine Forderungen ohne größeres Blutvergießen durchsetzen will, bereits an eine Verständigung. Während die Verhandlungen andauern und eine Aussprache in Molsheim, die Erasmus Gerber vorschlägt, von der Regierung zwar angenommen, aber verzögert wird, suchen die Landvögte der Regierung nach Hilfe gegen die aufrührerische Bauernschaft, die ihre Rechte gegen alle geheiligten Überlieferungen durchzusetzen entschlossen scheint. Was lag näher, als diese Hilfe von dem bigotten katholischen Lothringer-Herzog Anton zu erbitten, der einen Kreuzzug gegen die vermeintlichen „Ketzer" als eine heilige Aufgabe übernehmen würde? Mit einem Heer von angeblich 30000 Mann bricht er bereits am 6. Mai von Nancy auf. Unterwegs erhält er eine Botschaft von Erasmus Gerber mit der Bitte, in die Brüderschaft der Bauern einzutreten und sich dem Evangelium nicht weiter zu widersetzen; er, Erasmus Gerber, wolle nichts weiter, als die Freiheit des Evangeliums wahren. — Der Herzog ließ den Überbringer der Botschaft kurzerhand enthaupten. —

Je länger die Regierung die angebahnten Verhandlungen ausdehnt und je näher Herzog Anton der elsässischen Grenze rückt, um so tiefer wird die Erbitterung der Bauern und um so radikaler werden ihre Forderungen. Allmählich gewinnt ihre militärische Stoßkraft an Bedeutung; Erasmus Gerber wird durch Wahl Führer der ganzen elsässischen Bauernbewegung, und seiner Autorität gelingt es nicht nur, Ordnung und Zucht in dem regellosen Bauernhaufen aufrecht zu erhalten, sondern auch militärische Operationen durchzuführen. Seine Sprache hat jetzt einen metallischen Klang; die neue Lehre wird jetzt nicht mehr mit den Worten des Evangeliums vertreten, sondern mit der härteren Sprache der Waffen. Er und seine Genossen, die sich vor kurzem noch „Christliche Regenten" nannten, bezeichnen sich jetzt als „Kriegerischer Rat". Das gesamte Heer der aufständischen Bauern, das mehr als 20000 Mann betragen haben soll, sammelt sich unter seiner Führung in Zabern, der Residenz des Bistums Straßburg. Hier verschanzt sich Erasmus Gerber und erwartet den heranrückenden Herzog, der schon nach drei Tagen — ehe noch die Verproviantierung des großen Bauernheeres in der Stadt möglich ist — vor den Toren steht. Der Herzog hat es eilig; es heißt, daß weitere 30000 Bauern vom jenseitigen Rheinufer im Zuzug begriffen sind. Bei Lupfstein, östlich von Zabern, trifft er auf den ersten Bauernhaufen. Mit albanischen und italienischen Schützen, die sich in seinem angeworbenen Kriegsheer befinden, und mit guten Geschützen rücken seine Truppen unter Führung des Prinzen von Guise und des Prinzen von Vaudemont gegen das Bauernlager vor. Die Bauern wehren sich heldenhaft, aber der Überfall geschah unerwartet — nur ein Teil kann sich in den befestigten Ort retten. Von dort aus führen sie den Kampf zäh und hartnäckig und verschanzen sich, als das Dorf gestürmt wird, in der Kirche und den benachbarten Häusern. Auch als die Truppen das lothringische Feuer in die Häuser werfen, ergeben sie sich nicht. Sie kommen alle in den Flammen um.

Das ist der Auftakt und schon das Ende des Bauernkrieges im Elsaß. Die Eingeschlossenen in Zabern erkennen ihre hoffnunglose Lage: ohne Proviant einem überlegenen Gegner ausgeliefert zu sein. Erasmus Gerber zeigt hier, daß er nicht nur ein leidenschaftlicher Kämpfer für die gerechte Sache, sondern auch ein verantwortlicher Volksführer ist. Er versucht, wie schon einmal, die lutherische Stadt Straßburg für eine Vermittlung zu gewinnen. Straßburg ist auch wiederum zur Hilfe bereit, aber Herzog Anton läßt die Straßburger Vermittler gar nicht erst vor. Die zur Hilfe aufgerufenen anderen Bauernhaufen des Elsaß erreichen die Bedrängten nicht. Zwei Tage nach der Einschließung Zaberns kapituliert Erasmus Gerber.

Die Bedingungen sind hart: der Herzog verlangt Gestellung von hundert Geiseln, Abschwörung der lutherischen Irrlehre — wogegen er freien Abzug ohne Waffe, aber mit Beute gewähren will. In dichten Reihen ziehen 20000 Bauern aus der Stadt, ohne Waffe, nur weiße Stäbchen in der Hand als Losung des Friedens. Ob es wahr ist, daß inzwischen Briefe Erasmus Gerbers aufgefangen worden sind, in denen er seine Verbündeten um Lebensmittel und Waffen angeht, um auf neue Art den Kampf aufzunehmen, ob es wahr ist, daß die Bauern durch den Ruf: „Es lebe Luther" die Belagerer reizen, oder durch den Reichtum an Beute, den sie fortführen,

lästern machen, — genug, die Landsknechte des Herzogs dringen auf den abziehenden Bauernhaufen ein, drängen einen Teil in die Stadt zurück und metzeln die Wehrlosen, Unbewaffneten nieder. Nur ein geringer Teil entflieht.

Erasmus Gerber wird im Schloß von Zabern gefangen genommen. Ungebeugt sieht er seinem Schicksal entgegen. „Darüber ist Gott Richter", antwortet er, als man ihn zum Geständnis einer Schuld zwingen will. Mit einem gefangenen Bauernführer macht man nicht viel Umstände. Man hängt ihn, mitten zwischen brennenden Dörfern, am Waldrand an den nächsten Baum.

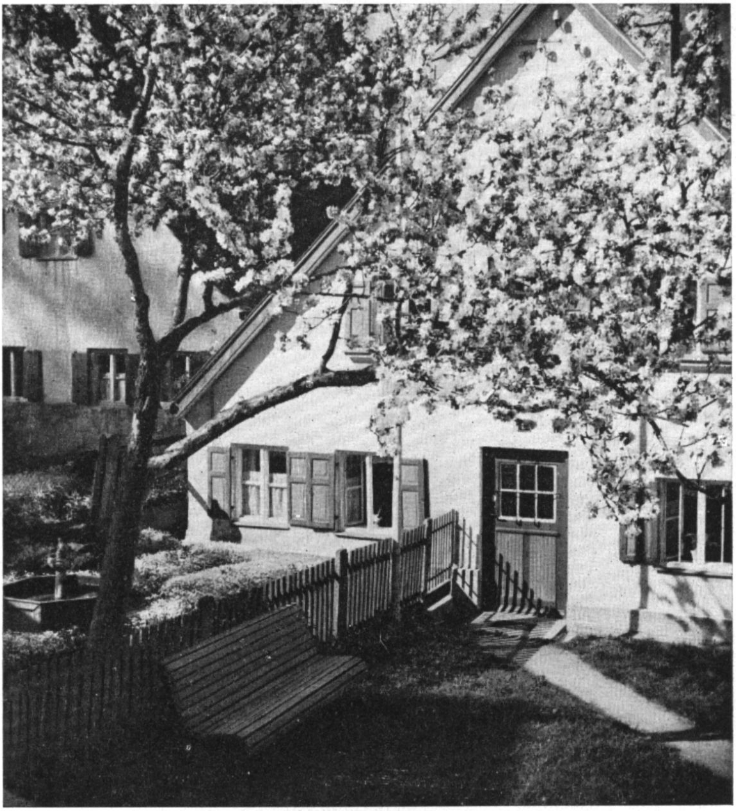
So vollzieht sich das tragische Ende eines echten Deutschen Volksführers. Die elsässische Bauernbewegung ist mit diesem Zusammenbruch ihres Führers beendet. Zwar gelingt es ihr noch einmal, sich dem Herzog zu stellen und ihn nach mörderischer Schlacht zum Abzug aus dem Land zu zwingen; aber ihre Kraft ist erschöpft und ihr Widerstand gebrochen. Sie hat ihr bestes Blut geopfert. Mit Erasmus Gerbers Schicksal ist auch das ihre besiegelt.





Hohkönigsburg, Elsaß-Lothringen / Auf der Turmspitze weht noch die Trikolore

Aufnahme: Scherl Bilderdienst



Hohe Maien

Von Dr. Wilhelm Matthießen

Preis, oh Seele, im Gesange,
Glocke du in hohem Klange
Dieser Stunde Herrlichkeit!
Strömt, ihr Berge, eure Quellen,
kränzt mit Blumen eure Wellen,
preist den Tag, so hoch geweiht!

Breit', oh Seele, deine Flügel,
Herz, kling über Berg und Hügel,
singe, heiliges Gebet!
Preis, oh Zunge, diese Stunde,
Gott macht in ihr seine Runde
und durch unsre Fluren geht.

Laß ihn, Herz, in dir verweilen
seine Flamme, laß sie steilen,
festlich leuchte sie dem Jahr!
Schau sein Strahlen in den Wellen,
schau sein Leben in den Quellen:
in dir ward er offenbar!

Preis, oh Zunge, sein Erscheinen,
singe, Glocke, mit den Deinen,
kling in hohe Maienzeit!
Preis, oh Seele, die Erfüllung,
und am Tag einst der Verhüllung
sink hernieder, Ewigkeit!



Freiheit des Gewissens

Von Gerhart Schinke

Der dritte Sohn des Bauern Hayne war Pfarrer geworden, weil seine Mutter es von Herzen gewollt und sein Vater nichts dagegen einzuwenden hatte. Er hatte in der hohen Schule die Sprachen der alten Zeit gelernt und die Schriften der alten Völker gelesen. Und weil die Professoren der Theologie zufrieden sein mußten mit seinem Fleiß und seinen Kenntnissen, war er Kandidat des Predigeramtes geworden. Am Ostersonntag des Jahres 1770 sollte er zum erstenmal vor seine Gemeinde in Wusterhausen treten, um ihr im Namen der Kirche den Auferstehungglauben zu verkünden. —

Die Leute nannten den Kandidaten schon Herr Pfarrer. Aber er war doch ein Bauer, in seinem Herzen, in seinem Träumen, in seinem Denken ein Bauer. Er hing an der Erde mehr als am Himmel, und vom Himmel liebte er nur die Sonne, die er sah, und das lachende Blau, an das er an hellen Tagen seine Gedanken hing.

Niemand, weder seine Eltern noch seine Brüder, noch Freunde wußten um die ungezählten Dunkelstunden der langen Jahre, in denen seine Brust das Schlachtfeld der Seelenkämpfe war, wenn er die hebräischen Buchstaben entziffern sollte, um zu einem Gott zu finden, der ihm verborgen und fremd blieb. Das Blut trieb ihn

zum Bauernberuf, das Wort, das er als Knabe der Mutter gegeben, verpflichtete ihn, dem begonnenen Lebenslauf treu zu bleiben.

Aber das eine hatte er sich vorgenommen. Nie würde er im Leben etwas als Wahrheit verkünden, was seiner Vernunft widersprach. Und er war glücklich über das Wort, das längst im Lande herumlief: Soweit der Arm des Großen Königs reichte, könne jeder nach seiner Fasson selig werden. —

So flüchtete er sich zu den Büchern, verschloß seine Augen der Welt, und las und lernte die Nächte hindurch. Aber des Herzens Wogen sind ursprünglicher und gewaltiger als das Denken des Verstandes. Wie ein schmales Schiff werden die Gedanken auf den Wogen des Herzens fortgetragen. Und die Wogen fluteten immer wieder zurück zum ewigen Wesen des Menschen, von dem sie herkommen. Als ein ragender Felsen stand der Junge in seinem Lebensstrom. Viele Menschen sind an seichte Stellen gestellt, wo der Strom langsam und ruhig dahingeht. Wer aber an Untiefen steht, wo oft die Fluten branden, der muß felsenfest stehen, um nicht fortgetragen zu werden. Wer wollte einen verdammen, über dem manchmal die Brandung zusammenschlägt? Der Standort aller Menschen ist in dem rauschenden Strom des Lebens verschieden. — — —

Eine große Unruhe war in Hein Hayne, weil er morgen vor der Gemeinde stehen mußte, um das Wort der Wahrheit zu verkünden: Den Sinn des Lebens und die Auferstehung im Namen der Kirche.

Als er in seiner Arbeitstube saß, um über die Worte nachzusinnen, stiegen die Gedanken nur allmählich und langsam in ihm empor. Aber während er über die Wiesen und Felder der Heimat ging, über denen der herrliche Sommertag lag voll Sonne und Licht, läuteten die Blumen die Worte ihm zu, sprachen die Bäume zu ihm, raunte das Wasser, und auch der Wind schien Antwort zu singen. Überall offenbarte ihm die Welt selber den Sinn ihres Lebens, den die Blumen erfüllten in ihrer Farbenpracht, den die Bäume erlebten im Rauschen der Wälder, den die Wellen des Waldbaches verkündeten, während sie durchs Gelände liefen, wie vor vielen, vielen Jahren.

Das Herz Hein Haynes wurde groß und weit, da er die Welt anschaute, wie sie war und sich ihm offenbarte. Er nahm alles auf und ordnete das Erleben in den Gedanken. Und immer tiefer drang sein Wille in das Wesen der Welt und zu den letzten Gründen des Lebens.

Stehen all die ungezählten Wesen der Welt so wieder auf, wie sie waren? Die Gestalten der Erde und des Himmels? Da wächst eine Eiche am Rande des Waldes. Vor Jahrtausenden schon rauschten die Wälder wie heute. Immer wieder werfen die erwachsenen Eichen ihre Früchte in die Erde, werfen sie millionenfach, die stärksten senken sich in der Erde Schoß, um zu keimen, und wieder werden Pflanzen und Bäume. Der einzelne Eichbaum kommt und vergeht, doch ewig braust der Chor der Kronen mächtiger Wälder im Wind, die feststehen in der ewigen Erde. Und der einzelne Eichbaum harrt aus im Sturm, stemmt seine Wurzeln ins Erdreich, greift dann mit starken Armen dem Sturm in den Rachen und trotzt dem Donner und dem Blitz. Nur wenn er ein Greis geworden, wenn die Wurzelkraft schwindet, werden die Äste morsch und der Stamm beginnt zu sterben. Dann mag die Gewalt

des Windes den einzelnen Baum fällen. Seine Nachkommen stehen schon wieder bereit, dem Sterben zu trotzen, sie tragen das Leben in neue Geschlechter. Die einzelnen Bäume kommen und vergehen, und ewig singen die Wälder, aber das einzelne kehrt nicht zurück. Die Wogen der Wasser entstehen im Sturm, laufen ihre Bahn und enden am Strande, und ewig brausen die Meere. Wonach trachten die Millionen Wesen der Welt? Sie wollen die Ewigkeit ihrer Art. Aber was gewesen ist, kehrt nicht in der alten Gestalt ins Leben zurück.

Vogeleltern geben ihr Leben für ihre Jungen. Alles Leben wirft Samen in die Welt, so groß an Zahl, daß keine Vernunft sie zählen könnte. Größer an Zahl als die Sterne am lichten Nachthimmel ist der Samen, den das Leben auf der Erde verschwendet, damit aus Leben wieder Leben wird. Wozu ist nun der Kampf, wem gilt das ewige Ringen der Welt? Alles, was lebt, will Ewigkeit, die Ewigkeit der eigenen Art. —

Und was ist der Mensch? Wie der Baum ein Organ des Waldes ist, ist der Mensch ein Glied seines Volkes. Er wäre nicht, hätten nicht Jahrtausende hindurch Geschlechter das Leben gehütet. Denn Enkel sind nicht ohne Ahnen.

Wie ein unendlicher Strom ist das Leben, der aus den Tiefen der Welt strömt, aus dem dunklen Schoß der gesegneten Erde, hinein ins Licht. Sichtbar wird er nur während der Zeit, da er die Strecke durchflutet, die das Licht des Lebens erhellt. Die Menschen heißen nur diese kurze Strecke des Stromes das Leben. Aber der Strom ist lebendig, bevor er ans Licht kommt, und er strömt weiter lebendig, wenn er aus dem Licht hinaustritt zurück in den ewigen Lauf. Die Bahn im Licht, das sind die lachenden, weinenden, arbeitenden und kämpfenden Menschen. Die Bahn vor dem Eintritt ins Licht tragen die Ahnen, die nie gezählten Ahnen, und jenseits der Bahn, die vom Lichte erhellt, harren die Enkel, das Leben weiter zu tragen.

Der Mensch ist nur der Tropfen eines ewigen Stromes. Wie der Baum für den Wald wächst, der ihm das Leben gab und ihn schützt, so wächst ein Mensch für sein Volk, das ihm das Leben schenkte und ihn umfangen hält in Licht und Nacht. Das Volk aber muß leben. Muß ewig leben, wenn Menschen leben wollen. Es gibt nur eine ewige Neugeburt des Lebens in Kindern und Kindeskindern.

So offenbarte sich Hein Hayne das Wesen der Welt, als er nach dem Sinn des Lebens fragte. Die Blume lehrte es ihm, wie der Baum, die Welle, der Wind. Er fand die Wahrheit, die heimliche Wahrheit seines Blutes. Aber die Auferstehung des Fleisches am jüngsten Gericht? Davon erzählte das gesamte Leben der Natur nichts. War auch eine unsinnige Lehre. Nein, das konnte er nicht glauben. Und Gott war groß ohne diese Lehre. —

Am Ostersonntag stand er droben auf der Kanzel. Die Frauen und Mädchen des Ortes erfüllten gedrängt den Raum um ihn, wollten den neuen Prediger hören. Der junge Pastor, der doch in Wahrheit ein Bauer geblieben, schaute in dieser Stunde im Geiste das Land, den Wald, die Wiesen, das Wasser, und über allem das Leuchten der Sonne. Und die bunten Fensterscheiben konnten das Licht nicht verbannen, das Licht, das er mitgenommen hatte vom Wandern des sonnigen Tages.

So sagte er alles schlicht und einfach und wahr, wie er es draußen ersann. Und die Frauen und Männer erlebten seine Wahrheit als die eigene: „Der Baum kommt

und vergeht, und ewig singen die Wälder. So der Mensch, er kommt und vergeht, und ewig leben die Völker." —

Nun sollte er von der Auferstehung des Fleisches reden. Er sollte predigen von der Auferstehung des Einzelnen am Tage des jüngsten Gerichts, so wie es geschrieben stand. Dagegen aber wehrte sich sein Herz. Es ging nicht über seine Zunge, und so erklärte er mit einem Mal in nüchternen Worten: „Was die Auferstehung betrifft, die Auferstehung des Fleisches, das könne er nicht glauben. Und wie er es selber nicht glaube, brauche auch niemand es glauben. Doch wolle er niemand seinen Glauben rauben."

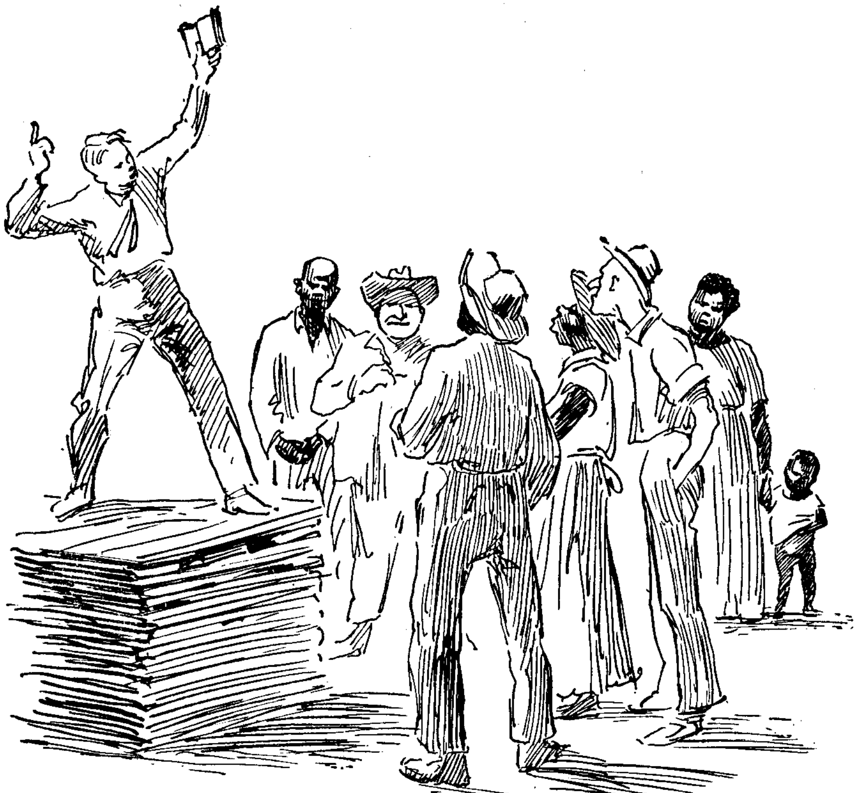
Als er fertig war mit seiner ersten Predigt, dankte ihm die Gemeinde für die schönen Worte. Er hatte allen aus der Seele gesprochen. — —

In einer Seitenbank aber saß der Gesandte des kirchlichen Konsistoriums aus Berlin, der die Sonntagspredigt des Kandidaten überwachen mußte. Er hatte die letzten Worte der Predigt erschüttert und entsetzt angehört. Das war ja die Leugnung eines wesentlichen Bestandteiles der kirchlichen Lehre. Das war geradezu Gotteslästerung. So schrieb er alles auf und überbrachte es tags darauf dem Konsistorium. Das Konsistorium trat sofort zusammen, prüfte die Botschaft, deren Richtigkeit das ordentliche Mitglied durch Eid zu bestätigen wußte und schrieb nach Wusterhausen einen Brief an den Kandidaten des Predigeramtes Hayne: „Fürs erste sei vom Amt Er suspendiert, von wegen Gotteslästerung und Irrlehren. Auch sei bereits schon an den König submittiert, er möge weiter Härteres verfügen." — —

Der Große König erhielt denn auch des Konsistoriums Schreiben. Er las es durch und lachte laut und rief den Schreiber Bill. Er solle folgendes dem Konsistorium zur Antwort schreiben: „Der Pfarrer Hayne, der ein tüchtiger Prediger sei, bleibe im Amt. Und was den Glauben dann betrifft, den Er am Ostertag des Jahres verkündet;

wenn Er durchaus am jüngsten Tag nicht auferstehen will,
soll Er in Ruh' am jüngsten Tage liegen bleiben." — —





Bibelverkauf in Amerika

Aus einer amerikanischen Zeitung N. N. Cour. 13. 2. 37

Viele amerikanische Studenten verdienen sich ihr Kolleggeld und ihren Lebensunterhalt damit, in ihrer freien Zeit und in ihren Ferien lohnende Arbeit zu verrichten. Zu einer einträglichen Arbeit gehört u. a. der Verkauf von Bibeln. Der Student Alexander gibt davon die folgende bezeichnende Erzählung.

Er war mit Freunden beim Kampieren, als Handelsreisende von Verlagen in das Lager kamen, die von den großen Gewinnen erzählten, die man mit dem Verkauf von Bibeln machen könnte. Ein erfahrener Reisender sagte: „Zieh auf dem Atlas eine Linie von Pennsylvania nach Nebraska, dann habt Ihr im Süden hiervon den Bibel-Gürtel von Amerika. Das Geld ist dort, geh hin und hol es!"

Der Anführer seiner kampierenden Truppe stellte fest, daß diese Strecke ungefähr dreifünftel Millionen Bibeln aufnähme, die jedes Jahr in den Vereinigten Staaten verkauft wurden. Ein populärer Roman in billiger Ausgabe brachte es auf 100 000 Stück, der Verkauf von Bibeln übertraf diese Auflage in eineinhalb Tagen. Verkäufer nahmen oft 5—600 Dollar pro Woche ein, bei einer Verdienstspanne von 40 Prozent an der Kommission.

Das klang verlockend, und Alexander beschloß, auch in den Ferien Bibelverkäufer zu werden. Als Bezirk wurde ihm Nord-Carolina angewiesen. Mit 600 Mitstudenten, die für den gleichen Verlag arbeiten sollten, mußte er an einem Lehrkursus teilnehmen, der vom Verlag gehalten wurde. Da wurde u. a. gelehrt, daß man niemals gemeinsam zusammen einen Autobesitzer bitten solle, mitfahren zu dürfen, er würde sonst mißtrauisch; daß man niemals eine alleinstehende Dame bitten solle, um in ihrem Auto mitgenommen zu werden, wohl aber zwei Damen usw.

Die Studenten-Bibelverkäufer wurden ausschließlich auf eigene Kosten auf die Reise geschickt. Alexander machte die Fahrt über 900 Meilen nach seinem Bezirk für 90 amerikanische Cents, er mußte sich anfangs wie ein Landstreicher durchbringen. Denn buchte man auch Aufträge, die Provisionen kamen erst dann, wenn die Gelder bei dem Verlag einliefen. Einige Studenten verkauften für 500 Dollar pro Woche und trotzdem hatten sie keinen Cent Bargeld. Einmal sogar, in einer kleinen Stadt in Nord-Carolina verbrachte Alexander eine Nacht freiwillig im Gefängnis, es war sauber und er hatte sein Reich alleine. Einmal aß er bei einem armen Neger, der Tabakbauer war, mit dessen Frau und seinen 16 Kindern. Er erhielt das einzige Messer und die einzige Gabel des Hauses und durfte sich als erster bedienen. Bei dem Lehrkurs hatte man ihnen eingetrichtert, daß man, wenn jemand nichts kaufen wolle, sagen solle: „Gut, Frau Jones, ich hatte gerade damit gerechnet, bei Ihnen essen zu können!" Doch wenn dann statt dessen Geld angeboten würde, dies niemals angenommen werden dürfe.

Die Studenten-Bibelverkäufer hatten sich auch bei den Pfarrern anzumelden, ein bibelverkaufender Student war für viele Gemeindemitglieder eine Attraktion. Sie wurden dann auch in den kleinen Städten bestürmt mit Aufforderungen, zum Essen oder Tanzen, Tennis- oder Bridgespielen zu kommen. Ungefähr 30 Prozent der Studenten, die im Sommer Bibeln verkauften, sind Klubmitglieder. Alexander verkaufte allein 26 Bibeln, weil er sein Klubabzeichen trug.

Im Unterricht war ihnen z. B. auch gesagt worden, man solle erzählen, daß man in diese Gemeinde gekommen sei, um mit der Bevölkerung über die Bibel und den Gottesdienst zu reden. Dann könnte man fragen: „Welche Sorten Bibeln habt Ihr?" Die Antwort würde dann wohl lauten, daß der etwas vermutende spätere Käufer erklären würde, mehr Bibeln zu haben, als er lesen könne. Man müsse dann antworten, daß jeder Mann wohl eine gute Bibel besitzen würde, aber daß er seine neueste Bibel mal zeigen solle. Hat er dann die Bibel in Händen, dann solle man sagen: „Ja, das war seiner Zeit die beste Bibel, die man kriegen konnte, aber ich habe eine viel spätere Ausgabe", und dann solle man einige Seiten vergleichen. So würde man in die Festung erfolgreich eindringen. Handele es sich bei dem zu bearbeitenden Objekt um eine Frau — von 5 Bibeln, die in Amerika verkauft werden,

gehen 4 an Frauen —, dann müsse man anders verfahren. Der „Führer für den Verkauf", den jeder Verkäufer mitbekommt, sagt darüber folgendes: „Mach ihr klar, daß du wohl siehst, wie gut sie beschlagen ist, aber du hättest ein Bild, das du ihr so gerne in deiner illustrierten Bibel zeigen würdest. Dann öffnest du deinen Prospekt, läßt sie das Bild sehen von Jesus im Hause der Martha und Maria. Und dann sagst du weiter: ‚Man sagte uns, daß Jesus mehr fühlte für Maria, die die geistlichen Dinge in sich aufnahm, als Martha, die stark mit ihren häuslichen Pflichten beschäftigt war. Denken Sie nicht auch, daß die Frauen von heute besser daran täten, mehr in der Bibel zu lesen und sich mit dem Haushalt weniger Sorgen zu machen?' Oft wird die Frau dann sagen, daß sie keine Bibel kaufen wolle, ohne erst ihren Mann zu fragen." Der „Führer für den Verkäufer" sagt dann, daß man also fortfahren solle: „Haben Sie noch nie darüber nachgedacht, welchen einflußreichen Platz die Frau in der Bibel einnimmt?" Dann zeigt man das Bild der drei Könige, die Jesus, der in den Armen seiner Mutter liegt, anbeten; auf der Flucht nach Ägypten liegt er in den Armen seiner Mutter, behütet durch einen Engel. „Ist es Ihnen noch nie aufgefallen, daß die Abbildungen von Engeln immer nur Frauen vorstellen?" Schlage die Seite auf von: Gehe hin und sündige nicht mehr! Hier zeigt Jesus die große „Lehre des Mitleids auch wieder durch eine Frau".

So kommt der Verkäufer zu der Bemerkung, daß Religion für den Mann viel, für die Frau aber alles bedeutet, und daß in den Häusern, wo keine Bibel ist, die Männer Sklavinnen aus ihren Frauen machen. Dann versuche er, das Geschäft so schnell als möglich abzuschließen, möglichst viel Vorschuß zu erhalten und die Abzahlung möglichst in kurzen Raten festzulegen.

Ist die Frau ängstlich, daß der Mann ihr das Geld nicht geben würde, dann muß der Verkäufer ihr das Bild zeigen von dem Spargroschen der armen Witwe und mit ernster Betonung sagen: „Diese arme Witwe gab alles, was sie hatte an Gott. Wenn sie solches tun konnte, könnt Ihr dann nicht 5 Dollar für eine Bibel opfern?"

So hatte der Lehrkursus Alexander instruiert und so lehrte es der „Führer für den Verkäufer".

Bei den Frauen erreicht man auch eine sie aufregende Reaktion dadurch, daß man sie an einen verstorbenen Sohn oder einen Jugendfreund erinnert. Spricht der Verkäufer mit einer Frau, die in ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem geliebten Abwesenden entdeckt, dann kann er jederzeit des Verkaufes sicher sein.

Analphabeten und Neger

Alexander stellte fest, daß die bequemsten Objekte für den Verkauf die Analphabeten sind. Ungefähr 5 Prozent der Bibeln in den südlichen Staaten gehen an Analphabeten. Auch hier gibt der „Führer für den Verkäufer" an, wie er zu Werke gehen muß: „Man muß dem Manne klar machen, wie peinlich in manchen Fällen das Fehlen der Bibel ist, z. B. Besuch des Pfarrers oder Besuch von Nachbarn, die über Gottesdienst sprechen, die dann etwas in der Bibel nachschlagen wollen. Die Kinder müssen doch auch das Buch der Bücher besitzen!" Der „Führer für den Ver-

käufer“ gibt als Schlagwort an, daß „jeder Mann eine Frau, ein Gewehr, einen Hund, ein Baby, eine Bibel und ein Gesangbuch haben muß!“

Ein Bibelverkäufer in Alabama fand überall die meiste Zuvorkommenheit bei dem Bibelverkauf. Er entdeckte, daß unter den Negern der Glaube lebte, daß jeden farbigen Mann das Unglück verfolgen werde, der sich weigere, die Bibel zu kaufen. In Mississippi verkaufte ein Student acht Bibeln in einer Negerfamilie, als er im September kam, um das Geld zu holen, erwies es sich, daß nicht einer lesen konnte, nicht einer konnte einmal zählen.

Sehr häufig ist, daß der Verkäufer bei Aufnahme der Bestellung den Auftrag bekommt, auf das Titelblatt der bestellten Bibel, Geburt, Hochzeit und Sterbefälle einzuschreiben.

Alexander wurde sogar gelehrt, zu Atheisten zu gehen. Man müsse dann fragen, ob es ihnen möglich wäre, in einer Gemeinschaft zu leben, wo die Bibel unbekannt ist und ob die Familienbibel nicht oft ein authentisches Stück sei.

„Eine Frau in Oklahoma verlor sogar ihre Pension, weil sie keine Familienbibel hatte, womit sie ihre Ehe mit einem Kriegsveteran beweisen konnte“, sagt der „Führer“. Eine Menge Variationen muß allerdings der eigenen Initiative der Verkäufer überlassen bleiben. Einer der Studenten verdiente diesen Sommer genug, um den Rest seiner Studienzeit zu bezahlen. Wenn er einen Bauer auf dem Felde pflügen sah, baute er seine Reklameartikel und seine Bibeln auf anziehende Weise im Schatten auf, übernahm den Pflug, während der Bauer alles in Ruhe besehen konnte. 95 Prozent der von ihm Aufgesuchten kauften. Ein anderer Verkäufer gab eine Kanzelbibel von 20 Dollar zum Geschenk für alle 300 in einer Gemeinde verkauften Bibeln. Es gab Studenten, die ihre Geschäfte auf Leitern machten. In den Tabakscheuern sitzend, in denen die Bauern auf den danebenstehenden Leitern beschäftigt waren, ihre Ernte aufzuhängen, machten sie gute Geschäfte. Andere fuhren sogar in die Kohlenminen von Pennsylvania ein und verkauften an die Minenarbeiter. Einer im „trockenen“ Alabama bemerkte, daß er jederzeit an einen berühmten Schmuggler verkaufen konnte, weil ihn dieser so schnell wie möglich wieder von seinem Grundstück haben wollte.

Alexander erzählte, daß er und seine Kollegen ziemlich philosophisch über ihre Verkäufe dächten.

Der Mann, der eine Bibel kaufe, bekomme etwas, das ihm keinen Schaden zufüge, vielleicht viel Gutes. Und sie seien zu benötigten Geldern gekommen. Viele Gelehrte und Geschäftsleute würden ihre Erziehung dem Bibelverkauf verdanken. Wer im ersten Jahr Erfolg hätte, verkaufe gewöhnlich den ganzen vierjährigen Kursus über Bibeln. Er könne damit mehr verdienen, als mit etwas anderem. Er könne dann Gruppenführer werden und es zu mehr als 100 Dollar die Woche bringen.

Man sollte eigentlich annehmen, daß jede amerikanische Familie eine Bibel hätte, und doch besuchte ein amerikanischer Reisender letztes Jahr 8062 Familien in einer aufblühenden Stadt im Staate Neuyork, wovon der fünfte Teil noch niemals eine Bibel gesehen hatte. Im Herzen des Südens haben 10 Prozent der Bevölkerung keine Bibel, obschon 30000 jeden Tag in die Welt gehen.

Das „Sattsein“ scheint niemals erreicht zu werden!



Die katholische motorisierte St. Lucy-Kapelle — natürlich in Amerika — wird von den geschäftstüchtigen „Paulist Fathers“ betrieben. Bruder Cunnigham sehen wir unten am Lautsprecher. Die Zuhörer sind alles Nichtkatholiken, und wenn man den Paulist-Brüdern Glauben schenken darf, dann bekehren sie in einem Jahr während ihrer ländlichen Exkursionen über 1000 Personen

Bilder aus der katholischen amerikanischen Zeitung „Action“, Februar 1939





Sonntags-Bibelstunde für Negerkinder in Amerika

Aufnahme: Warner Brothers, Franz Hollube, Berlin



Bei einer Londoner Party im Jahre 1939 begrüßte Frau General Booth, die sich immer noch der „anstrengenden Tätigkeit" in der Heilsarmee aussetzt, den Häuptling eines geheimen Männerbundes, Alake Ademola II. Er ist das Haupt eines Negerklubs, der, ähnlich wie die Freimauerei, jedes Verbrechen an einem seiner Mitglieder rächt und angibt, für „Recht und Kultur" unter den Wilden zu kämpfen.

Aus „Magazine life" 1939

„Augenblicklich aber vollzieht sich in Afrika eine Wandlung, die man vor kurzem noch für unmöglich gehalten hätte. Als Napoleon die Expedition nach Ägypten unternahm, war er auf den Zufall angewiesen, daß die Flotte ungehindert dorthin gelangte, und nach ihrer Vernichtung war er auf Ägypten beschränkt. Heute geht Frankreich planmäßig daran, den Erdteil zu militarisieren. Hunderttausende von Negern werden durch Einführung der Dienstpflicht vom Senegal bis Tunis militärisch ausgebildet; ein Netz strategischer Bahnen ist zwischen Algier, dem Sudan und dem Tschadsee im Bau begriffen, so daß heute schon eine Landbrücke besteht, welche die Verschiebung von Heeren von Marokko zur Guineaküste und eines Tages nach Ägypten oder dem Kongo möglich macht. Seit ihrer Verwendung im Weltkrieg sind die Neger sich ihrer Macht und Zusammengehörigkeit bewußt geworden. Ein wachsendes Selbstgefühl erfüllt sie alle von den Senegalesen bis zu den Kaffern, und es wird durch eine von den Negern Amerikas ausgehende Propaganda beständig geschürt. Damit tritt ein ganzer Erdteil in die aktive Politik ein, um so mehr, als der Islam mit ungeheurem Erfolge die Negerbevölkerung nördlich des Äquators bekehrt und nicht nur in ihrer Weltanschauung, sondern auch politisch aufgeweckt und einem gewaltigen unsichtbaren System angegliedert hat, das von Bagdad nach China und von Mekka bis zum atlantischen Ozean reicht. Ob diese neuen Mächte in einem kritischen Augenblick auf englischer, französischer oder anderer Seite stehen werden, ist eine dunkle Frage, von der unendlich vieles abhängt. Tatsache ist jedenfalls, daß südlich von Europa ein weites Gebiet aus seinem Schlaf geweckt und in die Weltpolitik einbezogen worden ist, so daß europäische Kämpfe unter Umständen dahinter zurücktreten können."

(Oswald Spengler in einer Würzburger Rede vom 28. Februar 1924)



Er segnet seinen Täufer!

Wirklich reizend!, indessen, so glauben wir, enthällt diese Photografie das Wesentlichste, und es erübrigt sich, weitere Worte zu machen. Der erste Priester des Wasukumastammes in Tanganjika, Father Shashi, ein Neger, segnet Father Beckemans, den Missionar, der ihn viele Jahre früher zum Katholiken getauft hatte Bild aus „Catholic Missions"

Bischof von Galen – „Zweyter Papst in Deutschland"

Von Peter Kräßmann

Auf dem Münsteraner Bischofsstuhle hat wohl nie ein Mensch mit einer derartigen weltlichen Machtfülle regiert, wie weiland der Bischof Christoph Bernhard von Galen. Wenn man die Regierungzeit dieses streitbaren Vertreters Christi auf Erden näher betrachtet, so tut sich hier eine Welt auf, die angefüllt ist von Listen und Intrigen und die in ihrem Machtrausch und in ihrer Geldgier und religiöser Unduldsamkeit ein Schulbeispiel katholischer Regierung„kunst" in Deutschland ist. Es ist wie ein bunter Film, der an dem Auge des Beschauers vorüberflimmert, wenn man die alten Handschriften und Chroniken jener Tage zur Hand nimmt. Es steigt das Menschentum eines rätselhaften Bischofs auf, der Priester sein wollte, aber dem Lande so herrlich wie je ein weltlicher Despot den Fuß auf den Nacken setzte.

Es ist überaus bedauerlich, daß es über den zweiten Krieg des Münsterer Bischofs gegen das mächtige Holland keine Deutsche Darstellung des Kriegsgeschehens gibt. Jedenfalls ist von einem Deutschen Bischof noch nie in der Geschichte eine derartig große Macht ins Feld gestellt worden wie im Jahre 1672, wo die Streitkräfte des Bischofs sich auf etwa 60 000 Mann beliefen. Diese Tatsache ist besonders verblüffend, wenn man bedenkt, daß das Land noch unsagbar unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte, dessen unselige Auswirkungen — verursacht durch konfessionelle Streitigkeiten — wir erst heute richtig ermessen können. Durch die Wiedertäufer, den westfälischen Frieden und nicht zuletzt durch den Krieg des ehrgeizigen Bischofs gegen die holländische Republik, ist Münster und damit das Westfalenland in den engsten Blickwinkel der großen europäischen Geschichte und des politischen Weltgeschehens gerückt worden.

Im besten Mannesalter — als Vierundvierzigjähriger — wurde Galen im Jahre 1650 Bischof von Münster. Seine Wahl muß nicht mit ganz einwandfreien Mitteln stattgefunden haben, denn ein Prozeß, der von Mitgliedern des Münsterer Domkapitels gegen ihn beim Papst angestrengt wurde, bestätigte den neuen Bischof erst ein Jahr nach der Wahl durch den „Heiligen Vater" in seinem Amte.

Galen sah sich nun einer Situation gegenüber, die nicht gerade rosig war. Das Land war noch furchtbar ausgesogen und ausgeplündert durch die Furien des Dreißigjährigen Krieges. Holländer und Schweden hatten noch Teile des Bistums besetzt. Der Magistrat der Stadt Münster wollte die bischöflichen und landesherrlichen Rechte nicht respektieren. Darüber hinaus war das Leben der Kirche und ihrer Diener alles andere als gottgefällig. „Besonders war unter einem großen Teil der Geistlichkeit bei einem müßigen und wollüstigen Leben seit mehreren Jahren das Konkubinat so eingerissen, daß sie mit solchen Weibsbildern ohne Scham als in rechtmäßiger Ehe lebten. Diese ließen sich nach ihren Herren titulieren, und nahmen bei Gastmahlen die ersten Plätze ein: ja, es geschah mehrmalen, daß sie als Bräute

mit Aussteuer und Hausgerät unter zahlreicher Begleitung und lärmendem Pomp nach den Häusern der Geistlichen geführt wurden."

Diese Sätze hat nicht etwa ein neumodischer „Heide" gesagt, um die „verfolgte" Kirche zu schmähen, sondern diese Worte hat der Generalvikarius des Bistums Münster, Johann von Alpen, im Jahre 1703 niedergeschrieben.

Die Münsterer Bürger waren seit jeher ein streitlustiges Völkchen gewesen, das sich nur ungern einem fürstlichen Herrn beugen wollte. Das sollte auch der Bischof von Galen erfahren. Zuerst versuchte er es mit Güte. Er wollte eine Universität und ein Residenzschloß in Münster errichten. Es gelang ihm aber nicht, den Magistrat mit diesen Zuckerbroten zu ködern. Der Bischof verlegte daraufhin seine Residenz nach Coesfeld, welches zu der damaligen Zeit eine große Bedeutung hatte, die mit seiner gegenwärtigen Rolle als kleines Kreisstädtchen überhaupt nicht verglichen werden darf.

Selbst die Ritterschaft wandte sich gegen den Bischof. Die Münsterer riefen den Haag zu einer Vermittlungaktion an, weil sie fürchteten, daß ihr Bischof die Stadt stürmen würde. 1657 belagerte denn auch Galen die Stadt und versuchte sie einzunehmen. Über 60000 Kanonenschüsse wurden von der bischöflichen Artillerie abgefeuert.

Wenn der Bischof auch nachher, durch eine Vermittlung Hollands, in Münster einzog, so war diese Herrschaft doch nur von einer sehr kurzen Dauer. Der Münsterer Magistrat erklärte, daß er lieber unter der Herrschaft der Türken oder des Teufels als unter der des Bischofs stehen möge. An Religion störten sie sich nicht!

Im Jahre 1660 wurde die unbotmäßige Stadt wieder belagert. In den Klöstern des Landes, Coesfeld, Billerbeck, Stromberg und Telgte, ließ der fromme Fürst täglich Messen für eine guten Ausgang des Krieges lesen. In der Stadt Coesfeld wollte er durch ein Gelübde eine Jesuiten-Abtei errichten, wenn Münster fallen würde. Franzosen und Engländer wurden angeworben, um diesen innerdeutschen Kampf zu beendigen. Wenige Tage vor Weihnachten wurde durch einen gewaltsamen Dammbruch die Stadt unter Wasser gesetzt. Die Überschwemmung, der Mangel an Lebensmittel und der ausbleibende Beistand von den Holländern ließen die Stadt kapitulieren.

Der Einzug in Münster erfolgte mit allem Prunk, den die katholische Kirche zu einer Kunst entwickelt hat. Durch das Liebfrauentor kam die Prozession, die von weißgekleideten Schulkindern angeführt wurde. Darauf kam die Unmasse der Ordensgeistlichen, der Kapläne, Vikare und Pfarrer. Es folgten die Domherren, die alle mit Chorkappen bekleidet waren: jedes Stift nach seiner eigenen Farbe. Voran wurde eine silberne Tumbe oder die Statue eines Heiligen getragen. Im großen Ornate folgte dann der Bischof, begleitet von vier Domherren, seinem Generalvikar und den Offizials. Es reihte sich der hohe westfälische Adel an. Das Schlußlicht dieses glänzenden Bildes katholischer Macht in Deutschland bildete der Magistrat der Stadt. Fünfundsiebzig Kanonen feuerten Salut und unter Trompeten- und Paukenschall und Geläute aller Glocken der Stadt — sofern sie nicht durch die bischöflichen Kugeln zerstört waren — hielt der Fürst seinen Einzug in das Palais.

Wenn auch durch die christliche Kriegführung unermeßlicher Schaden in der Stadt angerichtet wurde und Hunderte von Deutschen Menschen die Machtprobe des Bischofs mit der Stadt durch den Tod bezahlen mußten, so stiftete der fromme Vertreter Christi auf Erden doch aus Dankbarkeit für den „glücklichen" Ausgang des Krieges dem heiligen Paulus, Josephus und Ludgerus jährliche Prozessionen im Dom.

Es war in jenen Jahren in den weitaus meisten Fällen nicht immer das wesentlichste, ob ein Bischof nun allzuviel von den kirchlichen und religiösen Dingen verstand, sondern entscheidend war das diplomatische und militärische Können dieser Priesterfürsten. Der Papst war immer Diplomat, selten Seelsorger! Es scheint fast so, als ob wir heute eine Renaissance der Diplomaten-Päpste erlebten. Die Kirche war früher eine streitbare Gemeinde. Die Formen dieser Streitbarkeit haben sich im Laufe der Jahrhunderte wesentlich gewandelt. Wenn es früher das Schlachtfeld war, wo die Siege erfochten wurden, so hat die Kirche heute den Kampf in andere, aber nicht weniger wichtigere Regionen verlagert. Ein Teil des „Kriegsschauplatzes" ist heute die Kanzel! Allgemein bekannt dürfte noch die Hetzrede des gegenwärtigen Bischofs von Münster, interessanterweise auch ein Graf von Galen, sein, die er zum Besuche Alfred Rosenbergs in Münster hielt.

Der Fürstbischof von Münster wurde aufgrund seiner soldatischen Fähigkeiten zum Direktor der Reichswaffen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ernannt. Er verstand es auf dem Regensburger Reichstage so sachgemäß über die Art der Kriegführung gegen die Türken zu sprechen, daß diese Berufung nicht verwunderlich erscheint.

Galen war nun schon fünfzehn Jahre Bischof von Münster. Seit dem Tage seiner Machtübernahme betrieb er eine geheime, aber überaus aktive Rüstungpolitik, da er als Endziel immer eine kriegerische Auseinandersetzung mit den holländischen Generalstaaten sah, weil dieser in jener Zeit überaus mächtige und einflußreiche Staat der unmittelbare Nachbar des Bistums war und auch noch münsterländisches Land unter seiner Oberhoheit hatte. Das Urteil der Zeitgenossen über diese beiden münsterländisch-holländischen Kriege ist überaus verschiedenartig. Die einen bezeichneten es als einen hellen Wahnsinn, daß ein kleiner Bischof einen solchen mächtigen, unbesiegbar scheinenden Staat überhaupt nur anzutasten wagte, während die anderen das Loblied des tapferen und klugen Kriegsmannes Galen anstimmten.

Wenn man auch über die „Feldherrnkunst" des Bischofs streiten mag, so war die Art der Vorbereitung seiner Kriegführung einfach einzigartig und erstaunlich. Zuerst wurde durch die münsterländischen Gesandten an den einzelnen Höfen das Terrain sondiert. Es wurden Nichtangriffs-, Neutralität- und Unterstützungpakte geschlossen. Vor allen Dingen wurde auf einen „moralischen" Kriegsgrund der allergrößte Wert gelegt. Und dafür mußte denn immer der Name Gottes herhalten. So heiß es in dem Fehdebrief des Jahres 1665 an die Holländer:

„.... Ja, die Holländer haben sogar Gott nicht geschonet; die Kirchen mit Gewalt erbrochen, alles geraubt, was ihnen vorgekommen; die heiligen Reliquien, ja das Kreuz unseres Heilandes Jesu Christi, aus ärgerer als türkischer Barbarey mit Füßen zertreten;

und selbst die allerheiligsten Hostien, welche der mehrere Teil der christlichen Welt mit höchster Ehre veneriert, gottesschänderisch profaniert...."

Das moralische Mäntelchen war sich damit umgehangen. Der Krieg wurde jetzt nicht um die münsterländische Festung Borkelo oder die Dylerschanze geführt, die in holländischen Händen waren, sondern zu Ehren des „Allerheiligsten". In der Geschichte hat der moralische Kriegsgrund immer eine große Bedeutung gehabt.

In den Hansestädten, in Frankfurt, Mainz und Köln und besonders in den spanischen Niederlanden setzte eine rege Rekrutenwerbung ein. Schiffsladungen voll edlen Metalls, von den britischen Inseln kommend, wurden sofort zu Münzen geschlagen. Ja, sogar in Madrid warben die Werber des kriegführenden Bischofs mit großem Erfolge. Der Papst in Rom unterstützte die Aktionen seines Bischofs gegen die „heidnischen" reformierten Generalstaaten der Niederlande mit allen Mitteln seiner päpstlichen Macht.

Trotz großer Anfangserfolge mußte der Krieg durch die Unbilden der Witterung und durch unvorhergesehene, wenig günstige außenpolitische Konstellationen ergebnislos abgebrochen werden. Der Friede im Jahre 1666 zu Cleve stellte den vorher gewesenen Zustand wieder her. Ein Kabinettstück münsterländischer Kriegskunst muß aber von diesem Feldzug noch erwähnt werden: Durch die holländischen Truppen, die über die Yssel gegangen waren, wurden die münsterländischen Regimenter in das Moor getrieben, um dort aufgerieben zu werden. Galen ließ nun mit allen verfügbaren Kräften in einer phantastisch kurzen Zeit einen Damm durch das Moor bauen, so daß zum größten Erstaunen der Holländer und der Welt, die den Krieg aufmerksam verfolgt hatten, die münsterländische Armee durch das Moor zog, ohne allerdings nicht zu versäumen, tausend friesische Ochsen als Beute mitzuführen.

Der Bischof eines nicht allzu mächtigen Deutschen Bistums hatte durch seine Taten ganz Europa in Erstaunen gesetzt und gezeigt, daß sogar die unbesiegbar geltenden Vereinigten Niederlande ihre verwundbaren Stellen hatten. Und es war klar, daß dieser verwegene und streitbare Herr, dem der Waffenrock besser paßte als der Priestertalar, es mit dem Paragraph 1 des Clever Friedensvertrages, der da hieß: „Zwischen beyden Theilen ist ewiger Friede und nachbarliche Freundschaft" nicht allzu genau nahm. Diese „Ewigkeit" dauerte bei dem ansonsten in diesen Begriffen sich stets wandelnden Kirchenfürsten nur sieben Jahre, um im Jahre 1672 einen neuen Feldzug gegen die Holländer zu führen. Es mutet wirklich wie ein fabelhaft inszeniertes Schauspiel an, wenn man heute noch einmal die Akten aus jenen Tagen zur Hand nimmt und sie durchliest. Durch den Clever „Frieden" durfte der Bichof nur eine bewaffnete Macht von 3000 Mann halten. Der Fürst brachte es aber fertig, in einem Zeitraum von nur wenigen Jahren, aus diesem ausgepowerten Lande Zehntausende von waffentragenden Männern auszuheben. Er verbarg diese Rüstungen derart geschickt, daß die Holländer lange nichts merkten. Der Bischof war ewig mit „friedlichen" Dingen beschäftigt, wie bischöfliche Visitationen, Feste und Jagden. Zu Sassenberg legte er einen kostbaren Garten an, wie er in Westfalen einmalig war. Als die Holländer nun doch etwas von dem gewaltigen Kriegsrüsten

merkten, wurde ihr Gesandter vorstellig. Geradezu klassisch in ihrer diplomatischen Sprache sind die Entlastungbotschaften des Bischofs, die zwar geringfügige Rüstungen zugeben, diese aber als notwendig hinstellen, um den „Bierkrieg“ von Höxter gegen den braunschweigischen Herzog durchzuführen.

Monatelang war der Bischof von Münster auf einmal verschwunden. Es hieß, daß er als Direktor der Reichswaffen im Ungarland weile. In Wirklichkeit spionierte aber Galen, als Warendorfer Leinenkutscher verkleidet, die Festungen der Holländer aus, um den Einsatz der Artillerie für den geplanten Krieg festzulegen. Es gelingt ihm, unschätzbares Material für den kommenden Krieg zu erfahren. Der Bischof, der selbst als tüchtiger Fachmann des Befestigungwesens angesprochen werden darf — ist doch die neuartige, fast „unblutige“ Belagerung von Münster später nachgeahmt worden —, hat durch die „Leinenkutscher“-Maskerade ganz wesentlichen Anteil an dem späteren Sieg seiner Armee. Überhaupt war die münsterische Artillerie die beste jener Zeit und die Franzosen buchen noch heute die überraschenden Erfolge des Bischofs auf ihr Konto, weil der zweite Krieg gemeinsam geführt wurde.

Für den zweiten Krieg verstand Galen es nämlich, sich die Unterstützung des „Sonnenkönigs“ zu verschaffen. Ludwig XIV. schickte seinen besten Feldherrn — Turenne — nach Münster. Turenne, der aus einer der angesehensten protestantischen Familien Frankreichs stammte und später zum Katholizismus übertrat, war nicht nur als Mensch eine außergewöhnliche Persönlichkeit, sondern er ist auch als Soldat als einer der größten Feldherren in die Geschichte eingegangen. Kühn und abenteuerlich war das Geschlecht der Turennes, die gleichzeitig Herzöge von Bouillon waren. In seiner Hochzeitnacht wollte einstens ein Turenne die Stadt Stenay, welche noch in den Händen der Liga war, durch Handstreich nehmen, um den König damit am anderen Tage zu überraschen. Beim Frühstück konnte er seinem Herrscher die Schlüssel der Stadt als Morgengabe überreichen. Die gleiche Tapferkeit bewies Turenne bei Moncaliere, als seine Soldaten stockten, den durch Regen angeschwollenen Fluß zu überqueren. Ohne zu zögern wirft er sich als erster in den Strom, schwimmt hinüber und reißt so die Mannschaften durch sein Beispiel mit. Dieser gleiche Turenne erkannte als einer der ersten Franzosen seherisch die aufsteigende Macht des Hauses Brandenburgs, und bis zum Weltkriegsende stand auf dem Sockel seines Mausoleums im Pariser Invalidendom sein Ausspruch: „Kein Kriegsmann darf in Frankreich ruhig schlafen, solange ein Deutscher im Elsaß steht!“

Daß Turenne und Galen, zwei Herrenmenschen seltener Art, nicht besonders gut zusammenarbeiten würden, war klar. Und bald zeigten sich auch Unzuträglichkeiten, die Ludwig XIV. nur mit Mühe wieder ausgleichen konnte.

Ein Meisterstück diplomatischer Kunst jener Zeit ist die Kriegserklärung Galens an Holland. Jeder Satz ist da genau durchdacht und abgewogen. Jedes, aber auch das kleinste Verschulden der holländischen Unfriedfertigkeit, und sei es auch nur, daß die Kühe des bischöflichen Hochstiftes zu Meppen nicht auf den Weiden des Westerholdischen Distriktes ruhig grasen durften, wird genau so wie die Tatsache, daß holländische Reiter in einem auf münsterländischem Hoheitgebiet stehenden

Hause eingedrungen waren und sogar „die Betten und das Stroh mit bloßem Degen durchsucht" zu haben, geflissentlich angeführt. Selbstverständlich wird wieder der „liebe Gott" angerufen, welches bei der Waffenbrüderschaft mit dem allerchristlichen König von Frankreich ja nicht zu verwundern ist.

Die bischöfliche Macht bestand zu Beginn des Krieges aus

17 Regimentern Kavallerie	25 Regimentern Infanterie
2 Regimentern Dragoner	20 besonderen Bataillonen
9 besondere Schwadronen	115 Geschützen und Haubitzen.

Ein Heer von diesem Ausmaße hatte noch kein Deutscher Bischof gehabt! Mit den angeworbenen Hilfevölkern hatte es fast die Stärke der Deutschen Reichswehr vor der Machtübernahme! Die Macht dieses Deutschen Bischofes setzte sogar Turenne und seine Generäle in höchste Verwunderung. In wenigen Wochen eroberten die Münsterer über zwanzig feste Plätze, darunter auch das starke Deventer und Enschede. Turenne erobterte dafür im südlichen Teil Hollands die Städte.

Unweit von Arnheim liegt das Schloß Bouillon. In diesem Schlosse fand die einzige Zusammenkunft des Sonnenkönigs mit dem Bischof von Münster statt. Der Bischof wurde mit allem Pomp empfangen, dessen ein französischer Hof nur fähig war. Galen selbst wurde aber schwer enttäuscht, da man sich über die Verteilung der Siegesbeute nur äußerst schwer einig werden konnte. Der Bischof hatte mit Sicherheit auf die herrliche Abtei St. Germain d' Esperé gehofft. Er wurde aber nur mit einem Diamantenkreuz abgespeist. Ludwig XIV. war von dem diplomatischen und weltmännischen Geschick des Bischofs höchst überrascht und er soll sich sogar geäußert haben, daß er selbst sich vor solch einem mächtigen Bundesgenossen fürchten könne.

Die großen Erfolge der münsterischen Truppen hielten aber nicht an. Der Kaiser Leopold tritt auf Seiten der Holländer und der Große Kurfürst bedroht sein Land vom Norden. Darüber hinaus wird in Münster eine Palastrevolution gegen den Bischof inszeniert, die nur mit Mühe unterdrückt werden kann. Der Bischof wird schließlich, bedroht durch die Reichsacht, zum Frieden von Köln gezwungen, der natürlich auch wieder „ewig" sein sollte. Vorher hatte jedenfalls Galen in den eroberten holländischen Gebieten die Daumenschraube der Kontributionen ganz virtuos angewandt. Die holländischen Bürger mußten ganz gewaltige Summen an den Bischof zahlen und der französische Kriegsminister macht dem Bischof mit Recht den Vorwurf der unersättlichen Geldgier. Hätte Galen einen Krieg geführt, um neuen Lebensraum zu gewinnen, so hätte dieser Krieg auch heute noch seine verdiente Würdigung gefunden. Nein, dem Bischof ging es um ganz weltliche Dinge. Es war ein reiner Beutezug, der dem bischöflichen Säckel möglichst viel Gewinn bringen sollte.

Galen sollte diesen Feldzug nicht mehr lange überleben. Sechs Jahre später starb er. Seine Seele empfahl er der göttlichen Barmherzigkeit. Wenn die Anzahl der von ihm gewünschten Seelenmessen als ein Maßstab für die Sündhaftigkeit seines Lebens angesehen werden kann, so schneidet er dabei nicht allzu gut ab. Nach seinem

Testament sollten nämlich in der Diözese zweitausend Messen für ihn gelesen werden. Dem Papst versicherte er noch einmal seinen „kindlichen Gehorsam". Seinen Nachfolger beschwor er auf dem Sterbebette dringend, das „schändliche Konkubinat bey der Klerisey nicht wieder einreißen zu lassen". Er muß zu dieser Ermahnung vielleicht allen Grund gehabt haben. Papst Innozenz XI. hielt auf diesen münsterländischen Bischof so viel, daß er ihn den „Arm des apostolischen Stuhles" und den „zweyten Papst in Deutschland" zu nennen pflegte....

Die öffentlichen Verleumder

Gottfried Keller (gest. 1890)

Ein Ungeziefer ruht
in Staub und trocknem Schlamme
verborgen wie die Flamme
in leichter Asche ruht.

Ein Regen, Windeshauch
erweckt das schlimme Leben,
und aus dem Nichts erheben
sich Seuchen, Glut und Rauch.

Aus dunkler Höhle fährt
ein Schächer um zu schweifen.
Nach Beuteln möcht er greifen
und findet bessern Wert.

Er findet einen Streit
um nichts, ein irres Wissen,
ein Banner, das zerrissen,
ein Volk in Blödigkeit.

Er findet, wo er geht,
die Leere dürftger Zeiten,
da kann er schamlos schreiten.
Jetzt wird er ein Prophet.

Auf einen Kehricht stellt
er seine Schelmenfüße
und zischelt seine Grüße
in die verblüffte Welt.

Gehüllt in Niedertracht
gleichwie in einer Wolke,
ein Lügner vor dem Volke,
ragt bald er, groß an Macht
mit seiner Helfer Zahl,
die hoch und niedrig stehend,
Gelegenheit erspähend,
sich bieten seiner Wahl.

Sie teilen aus sein Wort,
wie einst die Gottesboten
getan mit den fünf Broten;
das klecket fort und fort.

Erst log allein der Hund.
Jetzt lügen ihrer Tausend.
Und wie ein Sturm erbrausend,
so wuchert jetzt sein Pfund.

Hoch schießt empor die Saat,
verwandelt sind die Lande;
Es lebt das Volk in Schande
und lacht der Schofetat.

Jetzt hat sich auch erwährt,
was erstlich war erfunden,
die Guten sind verschwunden,
die Schlechten steh'n geschart.

Wenn einstmals diese Not
längst wie ein Eis gebrochen,
so wird davon gesprochen,
wie von dem schwarzen Tod.

Und einen Strohmann bauen
die Kinder auf der Heide,
zu brennen Lust aus Leide
und Licht aus altem Grau'n.

Des Ketzers Flucht aus dem Kloster

Von Gerhart Schinke

Die Kirche zählte das Jahr 1576. Dreimal der vierte Teil des Jahrhunderts, in dem der Fels Petri so heftig erschüttert wurde, war bereits vorübergegangen. Das Schiff der römischen Kirche fuhr auf den Stürmen der Zeit und verlor sich weiter und weiter in der Finsternis, die im Gefolge des Mittelalters über die Erde gekommen war. —

Die letzten Fäden eines Sonntages zogen durch die Äste der Ulmen und Kastanien, der Pappeln und Maulbeerbäume im Garten von San Domenico, oder begannen sich auf die Zweige von Rosmarien und Myrten zu senken. Über die Fensterbrüstung seiner Zelle gelehnt, lenkte ein Mann im weißen Gewande des Dominikaners den Blick seines Augenpaares zum Sonnenuntergang. In leuchtendem Gold stand das göttliche Licht am Rande der sichtbaren Welt. Und das schauende Auge fing die lautere Schönheit des scheidenden Tages. Die Bilder der Welt kehrten auf den Flügeln der Sinne in sein Herz und lebten dort weiter in ihren Farben. Und der Mensch gab sich ganz dem Drama hin, das die Stunde auf dem Golf von Neapel bot. Der Vesuv begann eben zu atmen vor Glück oder Zorn, er hob seinen Busen und stieß den heißen Dampf zum Himmel empor. Die Dunkelheit des Rauches entfaltete sich, und durchsichtiger Dunst befreite zum neuen Male die Sicht. Zur rechten Seite leuchtete rot die Küstenlinie auf und ihr steiler Abfall zum Meer; und es war ein einziges Glühen und Leuchten, von Castellamare bis hinauf nach Vico, Sorrent und Massa; und in der Ferne prangte wie ein froher Gruß aus dem Süden die Insel Capri, von seidenem Dunst umhüllt. Soweit die Sinne zu fassen vermochten, sie erreichten nur Farben und Licht, Orange und Violett und strahlendes Gold, und alles erschien wiederholt im blauen Spiegel des Golfs.

Die Gedanken des Mannes, der also im weißen Gewande des Dominikaners am Fenster stand, flogen wie Schmetterlinge und Schwalben von einem Leuchten zum anderen und spielten mit den Blüten und Blumen, die im Garten da unten ebenso wuchsen wie in der Ferne der Kinderjahre; und die Sonne der Jugend erhöhte hier den Glanz und die Farbenpracht der Bilder, wie dort die Strahlen des Abendrots.

Der Mann, der sich im weißen Gewande des Dominikaners über die Fensterbrüstung seiner Zelle im Kloster San Domenico lehnte, war Giordano Bruno.

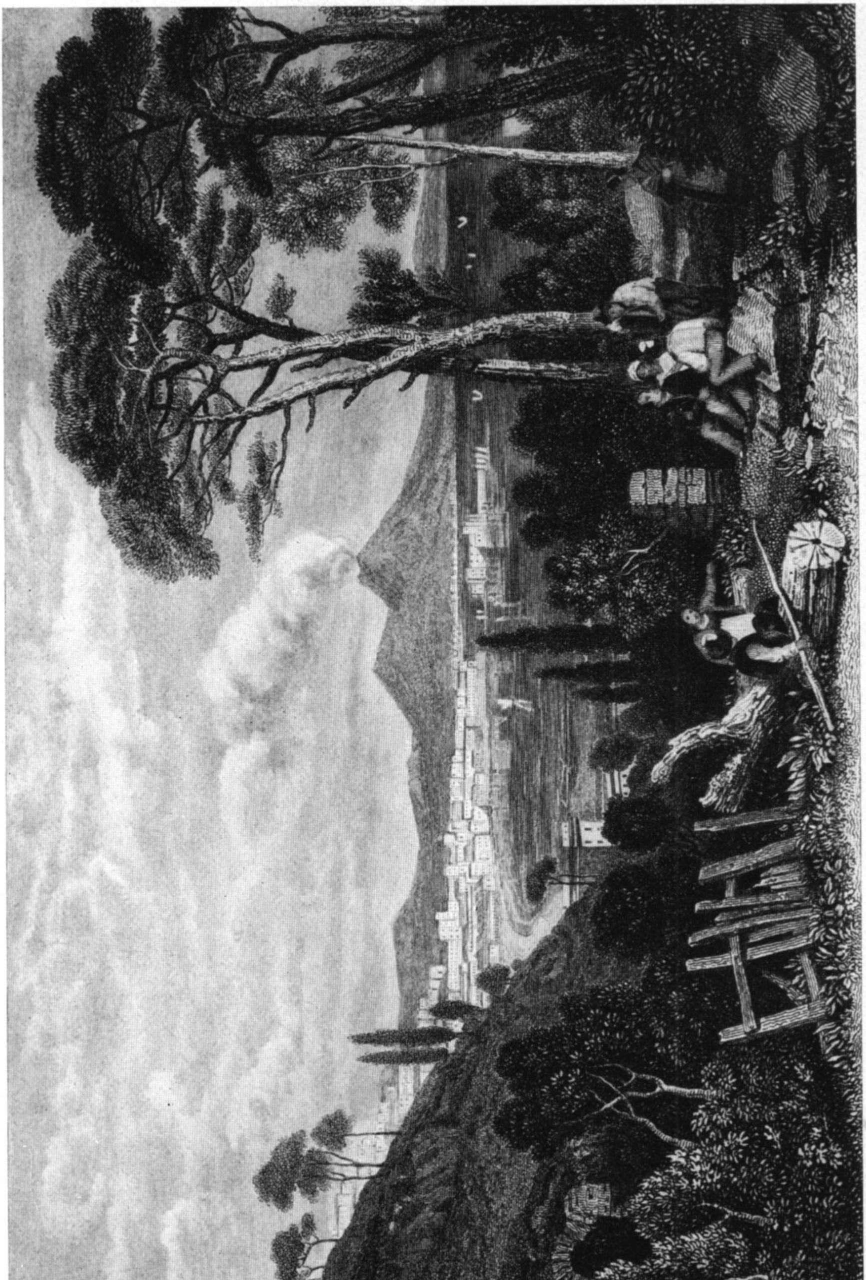
*

Drei Gewalten wurden in ihm wach und zeugten und gebaren den Gedanken an die Flucht aus dem Kloster. Die Schönheit der Erde und des Meeres, die die Seele erlebte; die Ferne und Weite, in die ihn der Mut, das Erbe der Ahnen trieb. Die Freiheit und die Ehre, die Werte seines Charakters, die der Orden immer noch zu töten suchte. Aber sie lebten in seinem Blute. —

Und über die Lippen gingen die ersten Worte, strömten durchs Fenster und verklangen in der Abendluft. „Wahrheit! Du heilig Wort voll klingender Schönheit



Aufnahme: Archiv Ludendorffs Verlag



Neapel, nach einem alten Stich — Mit Genehmigung: F. Bruckmann, München

und Allgewalt. Bei deinem Klang gewittert meine Seele. Dich wiederfinden, schauend, denkend, erkennend!" — Jahrelange Sehnsucht und unterdrücktes Heimweh gewann in den Worten Gestalt.

„Da ich, mehr Knabe noch als Mann, die Wahrheit suchend über die Schwelle des Klosters trat, — konnte ich ahnen, daß der Traum der Kindheit mir zertreten werden würde? Den Strom des Herzens hast du nur gehemmt, unseligmachende Kirche, das Feuer der Sehnsucht hast du nicht gelöscht! Wovon der Knabe geträumt, dem Mann ward es nicht erfüllt in diesen Mauern —. Ist nicht die weite Welt von Gott uns aufgegeben, daß wir sie lieben, unser Herz erfüllen mit Freude ganz?" — Die Leidenschaft und die Begeisterung der Stunde rissen den gefesselten Mönch fort, immer lauter wurde sein Selbstgespräch, er merkte es nicht, bis der Prior selber in die Zelle trat und ihn aus seinen Träumen zu sich rief.

„Was müssen meine Ohren hören?" also begann der greise Abt Giordano anzureden, — „die ewige Unrast Deiner Seele!"

Giordano Bruno konnte in dem Augenblick, da er sich ganz dem Wunder der Welt hingegeben, den Strom der Rede nicht bändigen. Und er erwiderte: „Wer will dem Drang des Herzens wehren? Es ruft nach Leben, hört Prior, nach Leben. In diesen Mauern kreist nur alles um den Tod. Ich bin nicht froh in dieser Zelle geworden. Ihr wolltet, da Ihr uns in den Orden aufnahmt, jeden einzelnen zu Gott führen, ins göttliche Glück, in die Seligkeit. Seid Ihr sicher, daß Ihr nicht jeden einzelnen ins Verderben führtet?"

Der Abt ergriffen und entsetzt: „Die Gedanken, Bruder, sind vom Teufel."

Giordano: „Kann ich Gedanken töten? Könnte ich sie auch nur bannen, so ich es wollte? Sie leben in meiner Brust. Kann ich sie ausreißen, ohne mein Herz tödlich zu verwunden? Solange konnte ich sie zum Schweigen bringen, konnte sie in der Arbeit oder in der Andacht ertränken. Aber nun brechen sie hervor, es türmen sich die Wogen des Leids, das ich sah in den Herzen der Brüder, die Wogen der Meere des eigenen Leids. Habt Ihr das nie empfunden, ehrwürdiger Vater?" —

Der Prior vermag nicht zu reden. — „So redet doch, antwortet doch!"

Der Prior endlich: „Die heilige Kirche schweigt. Sie weiß, daß sie die Regel, die Du schmähst, zum Wohle des Gewissens schuf. Die Kirche könnte Dich und Deine Seele wohl zur Ruhe führen. Aber Du mußt ihr vertrauen, Du mußt für wahr halten, was sie zu glauben befiehlt, um Deinem Gewissen Frieden zu schenken."

Giordano: „Mein Gewissen gab mir nicht die Kirche, sondern das Blut, so trage ich Verantwortung für die Freiheit dieser Stimme nicht vor der Kirche, sondern vor mir selbst."

Prior: „Und wenn Dir die heilige Kirche befiehlt, die Stimme des Blutes zu ersticken und ihrer Regel allein zu gehorchen in Demut und Ehrfurcht?!"

Giordano: „Dann muß ich diesem Befehl den Gehorsam verweigern. Der Befehl, der in der eigenen Brust lebendig ist, wiegt schwerer als das Gebot der Kirche."

Der Prior: „So brichst Du das Gelübde Deines Ordens, gehorsam zu sein?!"

Giordano: „Vor dem Gelübde lebte der Befehl des Gewissens. Ich weiß, daß ich

ihm nicht mehr untreu werden darf. Treue ist mehr als gehorchen. Wenn ich mein Leben lebe für die Wahrheit, folge ich dem inneren Gesetz, das in mir waltet, ich muß erkennen, muß forschen, denken, und keine Macht kann mich durch Zwang bezwingen, dies alles zu unterlassen."

Der Prior: „Und wenn der Heilige Vater in Rom Dich ausschließt aus der Gemeinschaft, Dich verbannt als ungetreuen Sohn der heiligen Kirche, gehst Du des ewigen Heils verlustig und Du selbst verschuldest den Verlust mit Deinem Trotz. Und für Dein Leben wird Dir einst kein Lohn."

Giordano: „Ja, Prior, ich weiß. Wir, die wir im Angesicht der ewigen Gottheit leben, die wir selbst Gefäß sind der ewigen Wahrheit, wir erhoffen keinen Lohn. Allein der Stimme treu, die in uns mahnt und zwingt und fordert, sind wir ohne Hoffen, aber auch ohne Furcht, weil ohne Schuld."

Der Abt: „Kann nicht die Stimme des Gewissens die Stimme des Teufels sein, die Dich verführt zum Hochmut und zum Frevel an den Geboten unserer heiligen Kirche? Gott will uns gehorsam und demütig!"

Giordano: „Gott will uns, wie wir sind!"

Der Abt: „Wir sollen leben, wie die Kirche uns braucht."

Giordano: „Wir wollen leben nach dem Gesetz unserer Art."

Der Abt: „Es gibt kein Gesetz des Blutes und der Art. Es gibt nur ein Gesetz Gottes!"

Giordano: „Das Gesetz des Blutes ist das Gesetz Gottes."

Der Abt: „Das Gesetz Gottes ist das Gebot der Kirche."

Giordano: „Wer will das beweisen?"

Der Abt: „Das ist mein Glaube, den mir die Kirche gab."

Giordano: „Dieser Glaube steht im Widerspruch zu der Erkenntnis des Geistes und im Widerspruch zur Stimme des Gewissens."

Der Abt: „Aber die Kirche hat immer recht, was sie sagt, ist ewig wahr."

Giordano: „Wer will das beweisen?"

Der Abt: „So steht es geschrieben in der heiligen Schrift."

Giordano: „Das haben die Menschen einst niedergeschrieben, um sich die Herrschaft über die Seelen zu sichern."

Der Abt: „So hat es Gott geoffenbart."

Giordano: „Gott! — Was heißt Ihr Gott!" Eben fallen die letzten Sonnenstrahlen auf das Land, es vergoldend, daß es weithin leuchtet. Und die Augen trinken die Schönheit der Welt. „Gottes Offenbarung geschieht an jedem Tage, da die Sonne strahlt, in jeder Nacht, da Sterne leuchten, in jedem Monat, wenn der Mond wechselt, in jedem Jahre, wenn dem Winter ein Frühling folgt; Gottes Offenbarung geschieht zu jeder Stunde, in der eine Mutter ein Kind gebiert, ein Mensch einen wahren Gedanken denkt, eine Knospe sich zur Blüte entfaltet. Aus jedem Blütenkelche leuchtet Gottes ewige Offenbarung. Das erlebte ich. Wie soll ich weiter glauben, was die Kirche lehrt?!" —

Der Abt, der der wachsenden Begeisterung Giordanos mit wachsendem Entsetzen folgte: „Das ist der Gipfel der Ketzerei, Giordano, das darf mein Ohr nicht ferner hören. Rette Deine Seele, Bruder! Abfall, Häresie, in allem eitel Ketzerei!" —



Giordano, der vor nichts mehr zurückschreckt, nachdem er fast alles gesagt: „Nennt es, wie Ihr es wollt. Ich weiß nur eines, daß ich mir Treue halten muß."

Der Abt, nachdem er lange schweigend mit fahlem Gesicht Giordano angestarrt: „Weißt Du, daß die Kirche über Tod und Leben verfügt?"

Giordano: „Leben oder sterben! Nur Treue zu mir selber!" —

Der Abt drohte zusammenzubrechen. Aber er hielt sich im Angesicht des Bruders und schritt ohne Laut hinaus. Die Tür der Klosterzelle schloß sich hinter ihm; und lange war eisiges Schweigen in dem engen Raum. Giordano hielt die Hand an seine Stirn, hinter der es weiter dachte, bis er Worte fand, sein Gefühl vollends zu entladen. Dann drang seine Stimme weiter hinaus: „Sind's, Millionen Jahre, daß das Weltall kreist nach ewigen Gesetzen. Geschah's, daß Sonne und Erde das Leben gezeugt, du, großes Licht des Lebens, glühend im All, zeugtest auch mein Geschlecht in heiligem Feuer. Vielleicht — und keiner weiß es nun, hab auch ich geblüht, war Blatt, Knospe, Blüte und Frucht am rauschenden Baum, brausendes Meer oder sausender Sturm, Gewitter im Gebirge oder im Äther ein Stern, bis Menschen auf Erden wanderten, Menschen meines Geschlechtes; und also waltet ewig das Leben, an dem ich Anteil habe. Ich ahne, daß ich unvergänglich bin, und wie ich war im Ewigen, solange es selber ist, werde ich sein, solange es weiter strömt in

Sternen und Stürmen! Und der Tod ist nur Übergang, eine Brücke vom Leben zum Leben! So braust es in mir und keine Gewalt kann es verwehren, wenn es in mir nach Freiheit begehrt. Keinem Priester ward die Gewalt gegeben, das Leben auszulöschen. Und auch Du selber, Gott, mußt Dich bekennen zu dem, was durch Dich geboren, und hast nicht Gewalt, das Leben zu vernichten, dessen Ewigkeit Du selber gewollt!"

Die Nacht trat bereits durch das Fenster der Klosterzelle, als Giordano das Selbstgespräch beschloß. Und nun wurde ihm erst die Schwere und Tragweite all der Worte bewußt, die er mit Ambrosio Pasqua, dem Klosterprior gewechselt hatte.

Und als das Bewußtsein das erregte Gespräch zu überprüfen begann, ward es ihm mit einem Male klar, daß er nicht fernerhin Insasse des Klosters sein könne, nicht fernerhin Bruder des Ordens.

Vor seinem Auge stand in grellen Farben das Ketzergericht der Kirche. O, es war ja die Zeit, in der gegen Luthers Wort von der Freiheit eines Christenmenschen des Spaniers Ignatius Loyola verschworener Weltbund gegründet worden war; und nach den Beschlüssen des Tridentiner Konzils hatte die heilige Kirche längst begonnen, auch die leisesten Spuren hereinbrechenden Neuglaubens und Erkennens mit Feuer und Schwert auszurotten. Der Angehörige des Inquisitionordens hatte oft erlebt, wie die Glaubenspolizei des Papstes ihre Opfer blitzesschnell zu packen verstand. In seinem Ohr fing das Wort zu klingen an, das der Ordensgeneral einmal mit schrecklichem Haß ausgestoßen hatte: Einen Deserteur der streitbaren Kirche hatte er einen Menschen geheißen, weil er um Wahrheit rang.

Nach dem letzten Wort des Priors gab es keine Zeit mehr zu verlieren, wenn man Freiheit und Leben retten wollte. Und Giordano war bereit. — — —

Als die Mitternachtstunde schlug, öffnete sich heimlich das Gartentor des Klosters, das den Namen des Ordensgründers trug. Giordano Bruno wagte den ersten Schritt in die Zeit, die voll Unruhe und Hast werden sollte, in der ihn die Religion der Liebe voll Haß verfolgte, bis es dem Arm der Inquisition gelang, ihn zu fangen, damit er im Jubeljahr der Kirche als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Das geschah dann am 17. Tage des zweiten Monats des Jahres 1600 auf dem Felde der Blumen in Rom. —

Die Geistlichen machen einen Lärm, wenn sie einen Mann sehen, der frei denkt, wie Hennen, die unter ihren Jungen ein Entchen haben, welches ins Wasser geht. Sie bedenken nicht, daß Leute in diesem Element ebenso sicher leben, als sie im Trockenen.

G. Chr. Lichtenberg (1742—1799)

Eine Pille für ernste Astrologen

Die Astrologen behaupten, alle zur gleichen Stunde am selben Ort geborenen Menschen hätten das gleiche Schicksal. Das schränken sie ein mit dem Satz: „Die Sterne zwingen nicht, sie machen nur geneigt."

Um von den Astrologen nicht für verrückt gehalten zu werden, wollen wir einstweilen wie sie glauben, daß diese beiden Behauptungen sich nicht widersprechen, sondern zusammengenommen eindeutig besagen: Alle zur gleichen Stunde am selben Ort Geborenen werden von den Sternen gleich stark „geneigt gemacht", so daß sie das gleiche Schicksal haben.

Neuerdings berücksichtigen einige Astrologen auch das Erbgut noch ein wenig. Wird ein als todsicher prophezeites Unglück zum Beispiel überwunden, dann war eben das Erbgut des bedroht Gewesenen besonders gut. Hat er an einem Glückstage Pech, dann hat er, wenigstens hinsichtlich seines Riechers, eine schlechte Erbanlage. Auch wenn Zwillinge ein verschiedenes Schicksal haben, läßt sich das schön be..mendeln. Das wird jedoch nicht nötig, wenn sich der Unterschied schon dadurch erklären läßt, daß einer der Zwillinge in einer anderen Sternstunde das Licht erblickte oder an einem anderen Ort. Es könnte ja sein, daß die Geburten in einem Hause erfolgen, das zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Zwillings aus der Prager Sterngewalt unter Berliner Sterngewalt kommt oder das in einer Stadt wie Harburg steht, die zwischen den beiden Geburten gerade mit Hamburg verschmolzen wird. Daß dergleichen das Lebensschicksal todsicher ändert, ist für jeden ernsten Astrologen so klar, daß er jeden Zweifler glatt auslachen würde.

Er kann nur ernst bleiben, wenn wir ihm mit einem Gegenbeweis kommen, an dem überhaupt nicht zu rütteln ist.

Das Menschenpaar, anhand von dessen Schicksal wir das tun wollen, muß die völlig gleiche Geburtstunde, ja, die völlig gleiche Geburtsekunde, den völlig gleichen Geburtort und das völlig gleiche Erbgut haben, so daß die allergrößte Wahrscheinlichkeit besteht, daß das Geneigtmachen seitens ihrer völlig gemeinsamen Sterne in völlig gleicher Stärke erfolgt ist.

Wir glauben, in den „Siamesischen Zwillingen" Lucio und Simplicio Godino solch ein Menschenpaar gefunden zu haben. (Unter „Siamesischen Zwillingen verstehṭ man bekanntlich zwei mehr oder minder aneinandergewachsene Geschwister.)

Die Genannten mußten sich in ein Neuyorker Krankenhaus begeben, weil der Bruder Lucio sich eine Lungenentzündung zugezogen hatte. Er ist nach längerer Behandlung daran gestorben, während die Sterne seinen Bruder Simplicio gegen alle Regeln der Astrologie vollkommen gesund bleiben ließen. Die Körper wurden sofort nach dem Tode Lucios durch eine Operation getrennt. Die Operation gelang zur vollsten Zufriedenheit der Ärzte. Das Befinden Simplicios war so gut, daß die Chirurgen hoffen konnten, er würde am Leben bleiben. Tatsächlich hat er auch noch eine ganze Zeit gelebt. Hätten die Ärzte sich für ein so gewagtes Unternehmen schon auf Erfahrungen stützen können, so hätte ihre jetzt schon anerkennenswerte Leistung wahrscheinlich noch weit nachhaltigeren Erfolg gehabt.

Hier ist nun einzig und allein wichtig, daß Simplicio nicht in der gleichen Sekunde, auch nicht in der gleichen Stunde, ja, nicht einmal am gleichen Tage starb wie Lucio.

Betont sei noch für ganz hartnäckige Sterndeuter, daß es sich bei den Brüdern Godino um zwei selbständige Menschen gehandelt hat. Sie konnten gleichzeitig Verschiedenes lesen, Verschiedenes schreiben, Verschiedenes rechnen, Verschiedenes singen. Jeder hatte auch seine eigene „Konstitution". Sonst hätten ja z. B. unbedingt beide Lungenentzündung bekommen müssen. Daß es sich hier wirklich um zwei Menschen gehandelt hat, geht ferner noch daraus hervor, daß jeder von ihnen seinen eigenen Vornamen hatte. Das besagt, daß ihre Eltern und die Behörden sie ebenso wie die Ärzte für zwei Wesen angesehen haben. Es ist klar, daß beide besonders fein aufeinander abgestimmt waren. Aber auch sie selbst haben sich jeder als gesonderte Persönlichkeit empfunden. Abgesehen davon, daß sie das durch Beibehaltung beider Vornamen bekundeten, kann man das auch von ihrem Verhalten ablesen. Denn der Kranke veranlaßte die Aufnahme ins Krankenhaus; der Überlebende wiederum gab seine Einwilligung zur Operation.

Wollen hartnäckige Sterndeuter nun trotzdem behaupten, die Beiden wären im Grunde doch Einer gewesen, so würden sie sich lächerlich machen. Denn das hieße doch, daß die Sterne nicht einmal allen Teilen eines einheitlichen Wesens das gleiche Schicksal zudiktieren. Mit solcher Behauptung würden die Astrologen auch selbst den stärksten Gegenbeweis gegen die Grundlage ihres Glaubens erbringen, wonach sogar zwei gleichzeitig am selben Ort geborene Menschen das gleiche Schicksal haben. Und wenn der eine auch der Sohn eines Neuyorker Bankiers und der andere der Sohn eines Neuyorker Negers ist.

Schon die Einschränkung des Grundsatzes: „Gleiche Geburtstunde, gleicher Geburtort, gleiches Schicksal" durch den Patentsatz: „Die Sterne zwingen nicht, sie machen nur geneigt" hätte sie längst stutzig machen sollen. Denn beide Sätze zu einem zusammengezogen ergeben ja, genau besehen, die Plattheit: „Alle Menschen mit gleicher Geburtstunde und gleichem Geburtort können ein gleiches, aber auch ein ungleiches Schicksal haben, je nachdem, wie sie auf die Einwirkung der Sterne reagieren. Folgerichtig muß man hinzusetzen: aus demselben Grunde können Menschen mit verschiedener Geburtstunde und verschiedenem Geburtort ebenfalls ein gleiches oder ein verschiedenes Schicksal haben."

Die astrologische „Wissenschaft" hat uns da also eine Weisheit beschert, auf die der Spruch paßt: „Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter — oder es bleibt, wie es ist."

Ein Vergleich zwischen dem altgriechischen Schicksalsglauben und dem Schicksalsglauben neuzeitlicher Astrologen kann die heilbringende Wirkung unseres Beispiels verstärken. Die Griechen hielten das Schicksal für die oberste Instanz. Götter und Menschen waren in gleichem Maße davon abhängig. Wer sich in Schuld verstrickt hatte, den hetzte das dadurch in Schwung gebrachte Schicksal unabwendbar in einen elenden Tod. Beteiligten sich auch Götter an der Strafexpedition, konnte der Mensch ihnen keine Vorwürfe machen, da sie ja verdammt waren, in solchen Fällen

Büttel für das Schicksal zu spielen. So wurde sein Gerechtigkeitgefühl wenigstens nicht geknickt.

Der Astrologe, sofern er an einen persönlichen Gott glaubt, muß aber letztenendes diesem die Schuld an allem Unglück geben, denn sein Gott könnte ja doch ebenso gut nur freundlich wirkende Sterne geschaffen oder den Menschen so konstruiert haben, daß böse Sternwirkungen ihm in keinem Falle etwas antun könnten.

Wo bleibt das Gerechtigkeitgefühl, wenn der Mensch trotz steter Bemühungen, mit dem Göttlichen in Einklang zu bleiben, nur deswegen an die Wand gedrückt werden sollte, weil zufällig ein böser Stern einige Trillionen Kilometer entfernt über seiner Wiege und seiner glücklichen Mutter gestanden hat? Aus welcher Perspektive betrachtet der Astrologe die Welt denn eigentlich? Ein Gott sollte zulassen, daß seine unbewußten Schöpfunggebilde seine höchste Schöpfung, den allein mit Bewußtsein begabten Menschen, beherrschen?

Das wäre vergleichsweise etwa so, als wenn ein Rembrandt seine besten Gemälde an den Wänden eines Kuhstalles befestigen würde und es dann erwartungvoll den Kühen überließe, ob sie einige davon für bestimmte Schicksale geneigt machen wollen.

Wir sehen: der Glaube an die Willkür der Sterne paßt vollkommen zu dem Glauben an die Willkür eines persönlichen Gottes, der seine Gnade nicht nach dem Maßstab der Gerechtigkeit austeilt, sondern wie ein wahnwitziger Tyrann, dem ein reuiger Schuft lieber ist als ein aufrechter Freiheitkämpfer. Dergleichen Weltanschauungen können, zart ausgedrückt, nur als „nichtarische" bezeichnet werden. Ihre Propheten gleichen sich denn auch stark darin, daß sie von den fortgeschrittenen Erkenntnissen der „Laien" immer nur das aufnehmen, was ihnen in den Kram paßt, alles andere aber, was sie aus der Bahn schleudern könnte, mit Stillschweigen übergehen, oder wenn das nicht mehr möglich ist, für Hirngespinste Zurückgebliebener erklären. Solch ein Hirngespinst wird nach ihrer Ansicht auch die Tatsache sein, daß die Sonne vom 21. März bis 19. April gar nicht im Widder steht, wie die Astrologen sich einbilden, sondern erst vom 20. April bis 20. Mai. (Siehe „Pseudowissenschaft Astrologie" von Arthur Teichgräber im Tannenberg-Jahrweiser 1936.) Man denke sich: Eine Unstimmigkeit von einem ganzen Monat in allen Horoskopen!

Im Laufe der letzten 2000 Jahre hat sich die Geschichte nämlich um ein ziemliches Stück verschoben. (Siehe auch Robert Henseling: „Kleine Sternenkunde", Kosmos-Verlag.) Warum bleiben die Astrologen in diesem Fall nun bei dem längst Überholten, während sie andere Erkenntnisse der Wissenschaft — wie z. B. noch gar nicht so lange bekannte Planeten — mit in Rechnung stellen? — Weil das Eine das ganze bisherige astrologische Schriftwerk und Gerechne als Schwindel entlarven würde, während die neuen Planeten sich unbemerkt einbauen lassen, besonders wenn man den Laien weismacht, die hätten die alten Ägypter schon gekannt. Nach dem schönen Wort: „Ein Schuft, wer keine Ausrede weiß!" wird man vielleicht auch noch eingegrabene Papyrusrollen wieder ausgraben, aus denen hervorgeht, daß schon die Ägypter Eisenbahnen hatten und daß sie schon genau wußten, vor welchen Planeten sich die Eisenbahnen und Eisenbahner in Acht zu nehmen haben.

Und trotz all solcher Unstimmigkeiten trifft doch etwas ein?! Ja, manchmal sogar auf Tag und Stunde. Man prophezeit z. B. das Unheil von Serajewo und sorgt

dann für pünktliche Abgabe der Pistolenschüsse. Tausende schon halbwegs im Sternenwahn Befangene werden dadurch blindgläubig. Solchen Enthirnten braucht man nur noch einge Unglückstage an die Wand zu malen, dann sorgen sie schon selbst unbewußt dafür, daß wenigstens etwas davon eintrifft. Ein Kind radelt spielend über einen Grabensteg. Der Erwachsene bremst lieber aufgrund trüber Erfahrungen etwas und wundert sich nachher, daß er trotz größerer Vorsicht ins Wasser fiel. Wenn er zu den astrologischen Vorsichtkandidaten gehört, dem gerade für diesen Monat ein Verkehrsunfall angezeigt war, wundert er sich natürlich nicht über sich, sondern über die Treffsicherheit seines Hausastrologen oder über die des „Wassermanns" oder über die seines Gottes, der ihn so weise mittels der Sterne in den Bach schleuderte.

Was werden unverbesserliche Sterngläubige nun sagen, besonders zu dem höchst unangenehmen Beispiel von den Siamesischen Zwillingen? Sie werden nach einem kurzen Erblassen rufen: „Ich weiß jemand, der das erklären kann. Sie bekommen dann Bescheid von mir."

Der Bescheid bleibt aber mit Sicherheit aus. Doch selbst mit der besten Ausrede erweist der „große Unbekannte" der Vernunft einen Dienst, denn je mehr Ausreden, desto mehr Widersprüche, je mehr Widersprüche, desto mehr Widerstand seitens aufrechter und seitens schon etwas „geneigt" gemachter „Laien".

Diejenigen Astrologen nun, die durch diese Pille soweit wiederhergestellt sein sollten, daß sie den Wunsch haben, sich gründlich auszukurieren, werden mit Erfolg die Schrift „Der Trug der Astrologie" von Frau Dr. Mathilde Ludendorff lesen Wir aber fragen: Warum sind denn sämtliche Obermufdis bis jetzt davor zurückgebebt, die darin enthaltenen kinderleichten Vorschläge zur Nachprüfung astrologischer Behauptungen zu befolgen? Mögen die Namen der Siamesischen Zwillinge Lucio und Simplicio Godino ihnen endlich Beine machen!

Jeden Morgen, wenn König Wilhelm in Karlsbad 1863 zum Sprudel ging, übereichte ihm immer ein hübsches junges Mädchen seinen Becher und fügte einen Strauß Blumen hinzu, die der König freundlich annahm. An einem Morgen jedoch fehlte das Mädchen und ein alter Mann gab ihm den Becher. Der König stutzte und fragte, wo das Mädchen sei. Sie sei krank und fehle nur für heute. Der König trank ruhig seine vorgeschriebene Zahl Becher und sagte dann zu Steinäcker, der an diesem Tage Dienst hatte, bei der Promenade: „Es ist doch gar zu dumm, daß man sich durch Träume berühren läßt. Heute Nacht träumte ich, das Mädchen fehle am Sprudel, und an ihrer Stelle gebe mir ein alter Mann den Becher. Der Becher sei vergiftet gewesen. Ich habe mich ordentlich vor mir selber geschämt, daß ich einen Augenblick vorhin stutzte, als das Mädchen wirklich durch einen alten Mann vertreten war." Wohl wenige an des Königs Stelle hätten nach solchem Traum den Sprudel ruhig getrunken.

Der Heldensänger

Eine Ballade von Hans Hugo Brinkmann

Aus Dunst und Nebel formt sich mir ein Bild,
Unwirklich fast, vom Sagenkranz umschlungen,
Die Burg sah ich, den Hof der Nibelungen
In grauer Vorzeit Dämm'rung eingehüllt.

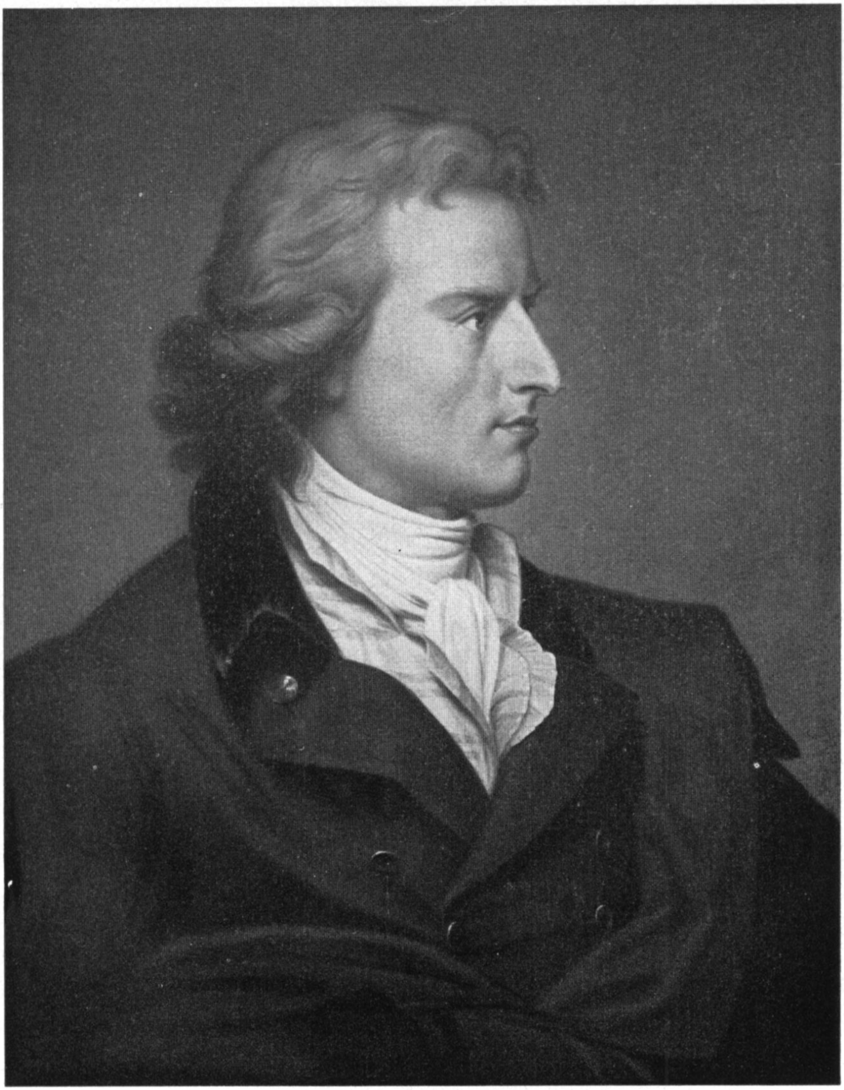
Und Volker sah ich stehn im Kreis der Helden,
Gewaltig ragend aus der Tapf'ren Schar,
Von Heldentaten wußt' er stets zu melden
Und pries nur das, was schön und herrlich war.

Die Heldensänger hießen sie im Volke,
Und Heldentum war das, was man besang,
Die Freude schlug empor wie eine Wolke,
Wenn ihre Stimme in der Halle klang.

Ja, Kraft und Mut entfachten ihre Lieder,
Die Melodie floß leicht und unbeschwert,
In jedem Frühling kehrt der Bote wieder
Und ward im Volk geachtet und geehrt.

Wohin er kam, wohin er ging, der Sänger,
Da war er jedem ein willkommner Gast
Und weilte er an einem Hofe länger,
Sah man's als Ehre an und nicht als Last.

Ja, man tat alles ihn erfreut zu sehen,
Die Gastlichkeit kannt' weder Falsch noch Lug,
Des Volkes Sinn, sein Wirken und Geschehen,
Der Sänger war's, der's durch die Lande trug.



Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft Berlin

Der Geist von Weimar

Dann kam die Zeit des düst'ren Mittelalters,
Das Schöne ward verachtet und verfemt,
Vergebens tönte selbst die Stimme Walthers,
Da sich das Volk fast seiner Dichter schämt.

Der Schwank kam auf, es herrscht die rohe Posse,
Der Schalksnarr stahl des Heldensängers Recht,
Kunstrichter spielt der Pöbel aus der Gosse,
Der freie Sänger sank zum Herrenknecht.

Verschollen war, was würdig fortzuleben,
Rückschauend noch bis in die fernste Zeit,
Es sank der Mensch, sich nicht mehr zu erheben,
Und schien zerstört in alle Ewigkeit.

Doch langsam wich der Alpdruck dieser Zeiten,
Ein neuer Geist, entzündet und entflammt,
Er ging daran, mit jenem Geist zu streiten,
Der alles Edle in der Kunst verbannt.

Den Namen Weimar prägte die Epoche,
Es sprengt die Kunst, vom Heldengeist beseelt,
Die alte Form, befreiend sich vom Joche,
Frei sprach die Seele, frei und ungequält.

Ja, groß war diese Zeit, ihr Flügelrauschen
Es regte mächtig sich in Wort und Tat,
Es trieb das Volk in sich hineinzulauschen,
Das Schöne war's, das aus dem Kunstwerk trat. –

Und wieder wandelt sich das Bild, verschwommen,
Ein Abglanz nur von dem, was sie einst war,
Sank von dem Gipfel, den sie schon erklommen,
Die Kunst herab, ward alles Schönen bar.

Nichts Herrliches gebar die müde Schwäche,
Die sich nur Götzen zum Idol erschuf,
Den Künstler macht der Scharlatan, der Freche,
Und die Reklame macht des Künstlers Ruf.

Das Schöne ward ersetzt durch große Namen,
Gekleidet in ein blinkendes Gewand,
Und kleine Geister, die gekrochen kamen,
Vollbrachten das, was niemand mehr verstand.

Entfremdet ward die Kunst, entweiht vor allen,
Die darin sah'n ihr größtes Heiligtum,
Nur dem Gemeinen mochte das gefallen,
Was einst begründet eines Künstlers Ruhm.

In jenem Sumpf von Widerwärtigkeiten,
Von eitlem Blendwerk ward die Kunst zum Schein,
Man ging daran, das Grab ihr zu bereiten,
Die nur noch führt ein freudeloses Sein.

Doch einmal noch, vor ihrem Untergange,
Erhob die Vielgemarterte das Haupt,
Und schaute in die Zukunft, lange, lange,
So wie ein Wesen, das an Wunder glaubt.

Sie sah die Burg der Nibelungen ragen,
Geendet war der Nibelungen Not,
Tot lagen Gunther und der grimme Hagen,
Die Helden alle und auch Volker – tot.

Die Helden tot und tot der Heldensänger,
Erfüllt war das, was einst die Parze sang;
Verhallt der Schwertschlag – kürzer oder länger
Stirbt auch das Lied, deſſ' Stimme uns erklang.

„An der Spitze der Zivilisation"

Der Staatsstreich Louis Napoleons am 2. Dezember 1851

Auszug aus einem Abschnitt des demnächst in Ludendorffs Verlag erscheinenden bebilderten Werkes: „Ein Kaiserschwindel der ‚hohen' Politik" von Walter Löhde.

Das Buch zeigt die Hintergründe jenes Planes Napoleons III., in Mexiko ein Kaiserreich zu errichten. Der unterirdische Kampf zwischen der Freimaurerei und dem Jesuitismus in und über die Staaten hinweg, wird an diesen geschichtlichen Tatsachen besonders deutlich werden.

Von einem ernstlichen Widerstand oder gar von einer planmäßigen und bedeutenden Gegenaktion konnte am 4. Dezember in Paris überhaupt keine Rede mehr sein. Allerdings hatten sich viele Neugierige und zweifellos auch mißvergnügte, durch die politischen Ereignisse erregte Menschen auf den Boulevards eingefunden. Die Angst scheint die Staatsstreichler nervös gemacht zu haben. Denn jetzt begann jene Boulevard-Schlächterei, bei der die beteiligten Offiziere harmlose Menschen wahl- und rücksichtlos zusammenknallen ließen. „Damals haben sich" — so schrieb Johannes Scherr über dieses Morden — „französische Generale, denen die aus der Bank von Frankreich geraubten Banknoten, mit denen sie gekauft worden waren, in den Taschen knisterten, aus den Blutlachen der von ihnen kommandierten Boulevardschlächtereien Marschallstäbe herausgefischt. Aus dem Dezembergrauen aber wurde das zweite napoleonische Empire geboren, die Schmach Frankreichs, die Schande Europas, denn Europa hat sich des verhuel'schen Frevels mitschuldig gemacht, indem es denselben nicht nur anerkannte, sondern auch bewunderte, verehrte, förmlich vor demselben kniete und räucherte. Der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen war ‚voll Jubel', als die Nachricht vom Gelingen des Banditenstreiches eingetroffen; der Statthalter Christi gab hocherfreut dem meineidigen Mörder seinen Segen; Könige, Fürsten und Prinzen, Königinnen, Herzoginnen und Prinzessinnen drängten sich buntgemischt mit geldprotzigen Hoheiten und pornokratischen Durchlauchten nach Paris, um dem Sohne der Hortense demütige Huldigungen darzubringen...."

Der von uns bereits angeführte Zeitgenosse gibt folgende Schilderung von diesem Gemetzel:

„Canroberts wein- und schnapstrunkene Brigade, im Bunde mit der Kavalleriebrigade des Generals Reybell, hat die ‚Beseitigung der Neugierigen', die ‚Säuberung der Boulevards' besorgt. 2000 Personen jeden Alters, jedes Geschlechts, Frauen, Kinder, Greise.... Musketen, Kanonen, Haubitzen.... à la guerre comme à la guerre .... ‚Religion, Eigentum, Familie' standen auf dem Spiel! Ein großer weltgeschichtlicher Akt ging über die spießbürgerliche Moral weg: Du sollst nicht töten! General Canrobert, dem eine von ihrem Manne getrennte Russin, Madame K., ihre Gunst als Siegespreis ausgesetzt hatte, war offenbar bei der Vorsehung angestellt.... General Reybell war betrunken, wie er es so oft gewesen. Aber Canrobert war nüchtern, ganz nüchtern wälzte er seine Infanterie und Artillerie

gegen die Massen der Neugierigen, ohne irgendeine Aufforderung zum Auseinandergehen, ohne irgendeine Warnung: Musketiere, Kartätschen, Kanonenkugeln brachen der geschichtlichen Offenbarung Bahn. Was hat das Volk zu solchen Zeiten spazieren zu gehen? — Es sollte ja ‚gerettet' werden. In den oberen Stockwerken lagen die Leute platt auf dem Boden; die Kugeln, welche über sie weg in die Zimmerdecken fuhren, kündeten ihnen pfeifend an, daß sie soeben ‚gerettet' wurden. Ein Dezembrist sagte, Canrobert habe gewartet, bis der ‚Haufen' dicht geworden, ehe er das Verderben hineinspielen ließ. Die Säuberung war um so wirksamer." [1])

Um dem Unternehmen einen nationalen und moralischen Anstrich zu geben, hatte Louis Napoleons, beziehungweise der saubere, im Erfinden von „Verschwörungen" schon geübte Herr de Maupas ein Gerücht von einer „sozialdemokratischen Verschwörung" aussprengen lassen, damit man die Truppen mit gutem Gewissen „zur Rettung Frankreichs" und der „Gesellschaft" antreten lassen konnte. Der angebliche Onkel Louis Napoleons, der General Bonaparte (Napoleon I.), hatte bekanntlich am 9. November 1799 (18. Brumaire) zu diesen Zweck eine lediglich in seiner Phantasie existierende „jakobinische Verschwörung" erfunden. Die Szenerie wechselt zwar oft in der Geschichte, aber die Phrasen, mit denen die Menschen betört werden, sind eben immer die gleichen.

Der französische Hofhistoriograph P. Mayer, der Verfasser der offiziellen „Histoire du Deux Decembre", Jude von Geburt, „Deutscher" dem Namen nach und „Franzose" aus Gründen des Geschäfts, sagt, das Unternehmen geschah, um „Frankreich und die Christenheit (la France et la Chrétienté) zu retten". Daher — so schreibt jener Jude weiter — „sollte man sich nicht einer schmählichen Niederlage bloßstellen, so müßte man nicht nur zuvorkommen, sondern auch schrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter)." [2])

Um zu zeigen, wie man „schreckte", wollen wir einige Auszüge aus dem Bericht eines Augenzeugen anführen: Es heißt dort u. a.:

„Es war ein finsterer und unaussprechlicher Augenblick; Geschrei, zum Himmel erhoben Arme, Überraschung, Schrecken, das Volk nach allen Seiten hinfliehend, ein Hagel von Kugeln, die niederfallen und vom Pflaster wieder zu den Dächern zurückprallen, die Straßen in einer Minute mit Toten bedeckt, junge Leute fallen, die Zigarre im Munde, Frauen in Samtkleidern von den Biscayern totgeschossen; zwei Buchhändler auf ihrer Ladenschwelle arquebusiert," (d. h. niedergeknallt) „ohne zu wissen, was man von ihnen wollte, Schüsse in die Kellerlöcher gerichtet und tötend, gleichviel was es ist, der Basar mit Granaten durchlöchert, das Hôtel Sallandrouse bombardiert, das Maison d'or mit Kartätschen beschlossen, Tortoni mit Sturm genommen und Kanonen die Front der Häuser bestreichend vom Prophète bis zur Straße Montmartre. Die Soldaten an den Straßenecken im Hinterhalte lauerten den vorübergehenden Parisern auf, wie Jäger, welche nach Wild auf dem Anstand stehen, und sobald sie einige sahen, schossen sie auf sie wie auf eine Scheibe. Gehen Sie fort! sagten die Offiziere zu den harmlosen Bürgern, die ihren Schutz

---

1) „Louis Napoleon Bonaparte", Hamburg 1859.

2) Vergleiche auch Johannes Scherr, „Der Dezemberschrecken", heute in der bekannten Sammlung „Menschliche Tragikomödie".

anflehten..... Bei diesen Worten entfernten sie sich schnell und ohne Argwohn; aber es war nur ein Schlagwort, welches Tod bedeutete, und kaum hatten sich einige Schritte getan, als sie sie rücklings überfielen....

Vom Eingang in der Straße Montmartre bis zur Fontaine, in einem Raum von 60 Schritt, gab es 60 Leichname, Männer, Frauen, Kinder, junge Mädchen. Alle diese Unglücklichen waren Schlachtopfer der ersten Schüsse geworden, welche durch die Soldaten und die Gendarmerie, die gegenüber auf der anderen Seite des Boulevards aufgestellt waren, abgefeuert wurden....

Eine Frau mit einem Brote unter dem Arme glaubte über die Straße St. Fiacre gehen zu können. Zwei Tirailleure streckten sie nieder. Ein Greis von 80 Jahren, der irgendwo auf der Erde liegend gefunden war, wurde nach der Treppe des Prophète gebracht und erschossen....

Ein Kakao-Kaufmann, mit Namen Robert, der Nummer 97 der Straße der Vorstadt Poissonnière wohnte, floh nach der Straße Montmartre, seine Maschine auf dem Rücken. Man tötete ihn. Ein Kind von 13 Jahren, Lehrling bei einem Sattler, ging auf dem Boulevard an dem Café Vachette vorüber, man zielt auf ihn. Er stößt einen verzweifelten Schrei aus; er hält einen Zügel in der Hand, den er schwingt, indem er ausruft: ‚Ich bin auf eine Bestellung ausgeschickt!' Man tötete ihn. Drei Kugeln durchbohrten seine Brust.....

Die ganzen Boulevards entlang hörte man das Ächzen der Verwundeten, welche von den Soldaten auf die Bajonette gespießt worden waren und denen sie nicht einmal den Garaus machten....

Ein Hauptmann, die Augen stier im Kopfe, schrie den Soldaten zu: keine Schonung! Ein Bataillonschef heulte: Geht in die Häuser und tötet alles!....

Als es vorüber war, kam Paris, um es sich anzusehen. Dies Volk drängte sich zu diesen schrecklichen Stellen, man ließ es gewähren. Das war eben der Zweck der Schlächter. Louis Bonaparte hatte es nicht tun lassen, um es zu verbergen. Ein Zeuge sagte: ‚Der Anblick des Boulevards war schrecklich. Wir marschierten wörtlich im Blut.'" [3])

Später haben allerdings viele diese Boulevardschlacht ein Verbrechen genannt. „Damals aber" — so schreibt der Kirchenhistoriker Nippold — „segnete der heilige Vater das glückliche Ereignis, die Bischöfe überstürzten sich in Gratulationen, Schwarzenberg und Manteuffel wetteiferten in Komplimenten für den Retter der Gesellschaft."

War Louis Napoleon am 2. Dezember noch inmitten eines glänzend uniformierten Stabes von Generalen durch die Pariser Straßen geritten, um sich dem betörten Volke zu zeigen, so verkroch er sich nach dieser Boulevardschlächterei wohlweislich in dem, von gut bezahlten Leibgarden besetzten und bewachten Palais de l' Elysee. Vor dem „Staatsstreich" hatte er, prahlerisch zu den Offizieren sprechend, gesagt: „Ich werde Ihnen nicht sagen: Marschieren S i e, ich folge; sondern: I c h marschiere, folgen Sie mir." Er hatte die Offiziere indessen nicht nur in jene

[3]) Eugène de Mirecourt: „Napoleon III." Berlin 1860, Seite 60/62.

schmachvolle Boulevardschlacht gegen ihre unbewaffneten Volksgenossen marschieren lassen, sondern er war ihnen noch nicht einmal gefolgt. Jetzt erklärte er mit großer Geste, daß er sich und die Beurteilung seiner bisherigen Maßnahmen einer Volksabstimmung unterwerfe. Mit diesem parlamentarischen Zwischenakt wollte man die erregten Franzosen wieder beruhigen und die Gegner gewinnen, damit nach dem Trauerspiel der Boulevardschlacht das Satyrspiel der Kaiserproklamation über die politische Bühne Europas gehen konnte. Die konsularische Plebiscitmaschine Napoleons I. hatte im Jahre 1804 so tadellos funktioniert und dessen Kaisersüchte befriedigt, warum sollte die von den Bonapartisten mit Geld und Propaganda geölte und von den Jesuiten bediente demokratische Abstimmungmaschine für den angeblichen Neffen weniger gut ihre Schuldigkeit tun? —

Und sie tat ihre Schuldigkeit!

Der Bischof von Chartres, das Kirchenlicht de Montalembert und der jesuitische Reaktionär Fallour trommelten ihre Gläubigen um ihrer Seelen Seligkeit willen zur Abstimmungurne. Louis Napoleon ließ sich durch 7½ Millionen Stimmen bestätigen, daß alles, was bisher geschehen war, die Billigung des französischen Volkes gefunden habe und er selbst das unbegrenzte Vertrauen dieses Volkes besitze. So konnte man dem französischen Volke mit den Worten seines Dichters Molière sagen: „Tu l'as voulu George Dandin" („Du hast es so gewollt, George Dandin").

Nach dieser am 20. und 21. 12. 1851 stattgefundenen Abstimmung wurde am 1. 1. 1852 das übliche und bei keiner weltgeschichtlichen Schurkerei entbehrliche Tedeum besonders feierlich in der Notre-Dame-Kirche begangen. Bei dieser Gelegenheit ließ die beglückte Geistlichkeit den „erhebenden" Gesang anstimmen: „Domine, salvam fac rempublicam, salvum fac Ludovicum Napoleonem!" Es wurde angeordnet, bei jedem öffentlichen Gottesdienste, wie früher für die Könige, für Louis Napoleon ein besonderes Gebet zu sprechen, um dadurch — nach christlichem Glauben — den Segen des Himmels auf den meineidigen Betrüger herabzuflehen. Bei den Truppen wurde der kaiserliche Adler eingeführt.

„Die moralischen Folgen des Eidbruches des Trägers der neuen Krone" — schrieb selbst der zeitgenössische Kirchenhistoriker Nippold — „sind für die Untertanen furchtbar gewesen. Das von oben herab gegebene Beispiel ließ keinerlei Ehrfurchtsgefühl aufkommen, zeigte vielmehr jedem im Volke den Weg, ohne Gewissensskrupel Vorteil und Macht einzuernten. Die innigsten Familienbande waren damit gelockert, das Gemeindeleben geknickt, der Staat seiner sittlichen Grundlagen beraubt. Literatur und Kunst vergaßen über dem Lohne des Augenblicks der Aufgaben der Zukunft. Über alle diese Übel aber, wie nicht minder über den Verlust der Freiheit selbst, hat die große Masse sich mit der Phrase der allgemeinen Gleichheit getröstet." Denn „der Geist der zweiten napoleonischen Usurpation" — sagte der bereits genannte, klarblickende Zeitgenosse — „trat allsofort mit plumpester Bosheit in Szene: die Presse ward vernichtet und nur für die Bonapartisten reserviert; durch die Armee wirkte man auf das Landvolk; nur die erstaunlichen Konzessionen an den Klerus und das ultramontane Element waren neu, und bezeichneten den ‚Fortschritt der Zeiten' von 1800 auf 1851. Das Pantheon ward dem katholischen

Kultus zurückgegeben.... die ‚Schwester' Rosalie mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriert." [4])

Aber damit war der „Fortschritt" natürlich noch nicht beendet. Der Jesuit Falloux hatte gesagt, es müßten erst 100 000 „Störenfriede" aus Frankreich ausgewiesen werden. Dann könne man das Land „regieren", d. h. in diesem Falle, man könnte Frankreich nur dann zu einer Domäne der Jesuiten und zum Ausbeutungobjekt der bonapartistischen Bande machen, wenn die das Spiel durchschauenden Franzosen verschwinden würden. Es wurden daher Kommissionen eingesetzt, die mit inquisitorischen Methoden jede politische Denunziation, jede rachsüchtige Anzeige aufgreifend, gegen diese Franzosen vorgingen. Der mit 100 000 Franken gekaufte, von uns bereits erwähnte und inzwischen General gewordene Oberst Espinasse tobte über die „Milde" dieser Kommissionen. Daher wurden im Verlauf solcher „Untersuchungen" Zehntausende von Beamten, Rechtsanwälten, Ärzten, Fabrikanten, Offizieren, Kaufleuten, Bauern und Arbeitern, ja, selbst Kinder und Frauen, nach den Verbrecherkolonien Cayenne und Lambessa deportiert, soweit es ihnen nicht gelang, rechtzeitig ins Ausland zu flüchten. „Aber die Deportation nach Cayenne ist der Tod" — so hatten einige Franzosen aus der Umgebung Louis Bonapartes erschreckt über diese furchtbaren Maßnahmen gemeint. „So versteh' ich sie auch (Je l' entends bien ainsi)" war dessen einfache und kühle Antwort. [5]) „Die öffentliche Meinung" — so heißt es in dem erwähnten Buche jenes Zeitgenossen — „wurde der gröbste Sand in die Augen gestreut, auf dem Ruin von Hunderttausenden von Familien erbaute der endlich entdeckte Neffe seines Onkels seine persönliche Despotie."

Diese Ausgewiesenen stellten die kleine Minderheit der noch denkfähigen Franzosen dar, mochten auch viele von ihnen ahnung- und harmlose Freimaurer sein. Die Freimaurerei verstand es eben damals mit der im offenen Gegensatz zu dem stupiden Zwangssystem des Jesuitismus stehenden, angeblich von ihr vertretenen „Duldsamkeit" und „Freiheit" gerade geistvolle und edeldenkende Menschen in ihre fensterlosen Logen zu locken. Es ist außerdem bezeichnend, daß nur die Republikaner und Orléanisten diesen Deportationen zum Opfer fielen, indessen die streng kirchlich eingestellten Legitimisten (Anhänger der Bourbonen) ungehindert in Paris bleiben konnten. Auch der „Jesuit mit den Generalsachselstücken", Cavaignac, der ehemalige Gegner Louis Napoleon bei der Präsidentenwahl, mit dem sich der Halbbruder Louis Napoleons am Abend des 1. Dezembers noch in der Oper sehr freundschaftlich unterhalten hatte, wurde nach kurzer und milder Haft wieder auf freien Fuß gesetzt.

Nach den Vorgängen des 2. Dezember 1851 hatte der „Grand Orient de France" beschlossen, alle Logen einstweilen zu schließen. Von allen Seiten — besonders in der jesuitischen Zeitschrift „L' univers" richtete man die heftigsten An-

---

4) „Louis Napoleon Bonparte", Hamburg 1859, Seite 75.

5) Am 15. August 1859 erließ Louis Napoleon eine Amnestie für jene nach Caynne und Lambessa deportierten Franzosen. Nach der amtlichen Verlautbarung waren von 38 315 nach dem Staatsstreich eingelieferten Personen nur noch 1927 vorhanden, alle anderen waren dem mörderischen Klima und der grausamen Behandlung erlegen. (Vergleiche Ghillany, „Europäische Chronik", Leipzig 1865, 2. Band, Seite 500). Es besteht die begründete Annahme, daß die ursprüngliche Zahl der Verbannten weit größer war.

griffe gegen die Freimaurerei. „Die jetzige Regierung" — so heißt es in der „Latomia" (13. Band, Leipzig 1854, Seite 228) — „scheine den Logen, die hauptsächlich in der eben nicht beliebten Bourgoisie wurzeln, nicht ganz günstig gestimmt zu sein, und es soll sogar schon ein Dekret zur gänzlichen Unterdrückung der Freimaurerei in Frankreich fertig gelegen haben, als es dem Grand Orient de France gelungen sei, sich dem gegenwärtigen Regierungssystem zu nähern und die gefährdete Existenz der Logen zu sichern." Es ist sehr deutlich, wenn gerade in diesem Bande der „Latomia" an anderer Stelle ein Aufsatz gegen die Jesuiten gebracht wurde, in dem eingangs eigens festgestellt wird: „Es ist in der gesamten Maurerwelt anerkannt und durch unleugbare Tatsachen dargetan und bewiesen, daß der Freimaurerbund seine erbittertsten Gegner in den Jesuiten gefunden hat."

In dieser für die Freimaurerei bedrohlichen Lage retteten sich die Logen durch einen besonderen Schachzug. Der „Grand Orient" wählte am 9. 1. 1852 Lucien Murat, den zweiten Sohn Joachim Murats, des Schwagers Napoleons I. und Exkönigs von Neapel, zum Großmeister. Lucien Murat hatte bis zum Antritt der Präsidentschaft seines angeblichen Vetters als Anwalt in Neuyork gelebt und war wie sein Vater Freimaurer geworden. Zu der Übernahme dieses hohen freimaurerischen Amtes hatte er die besondere Zustimmung Louis Napoleons erhalten. In seiner Antrittsrede sagte er u. a., die Lage äußerst kennzeichnend: „Von der anderen Seite habe ich begriffen, daß bei den freien Verhandlungen, welche in unseren Versammlungen stattfinden und bei dem philanthropischen Zwecke, auf den es in der Regel" (natürlich galt auch hier das Sprichwort, keine Regel ohne Ausnahme!) „hinausläuft, es besonders notwendig ist, daß die Regierung versichert sein müsse, daß wir niemals die uns durch unsere Gesetze vorgeschriebenen Grenzen überschreiten. Nun wohlan! Ich habe Ihre Idee begriffen: Sie haben die Absicht gehegt, als Sie mich zum Nachfolger meines Onkels Joseph" (Bonaparte, Bruder Napoleons I. und Exkönig von Spanien) „machten, dem Präsidenten" (Louis Napoleon) „einen Beweis Ihrer Sympathien für seine Familie zu liefern, und indem Sie mich in Ihren Bund aufnahmen, der Regierung eine Bürgschaft zu geben, die alle Furcht weichen lassen müsse, welche möglicherweise ein so weit verzweigter Bund wie der unsrige einflößen könnte."

Lucien Murat, der den 30. Grad bereits ereicht hatte, wurde denn auch bald der 33. Grad verliehen, bei welcher Gelegenheit Br. Beville am 27. 1. 1852 u. a. sagte: „Der Kaiser, Ihr erhabener Onkel," (Napoleon I.) „welcher ebenfalls in unsere Mysterien eingeweiht war, begriff recht wohl, welche Vorteile die gesellschaftliche Ordnung aus der richtig verstandenen und gut geleiteten Freimaurerei schöpfen könnte...." [6]) Diese deutlich an Louis Napoleon gerichtete Empfehlung der Freimaurerei erreichte ihren Zweck. Am 31. 1. 1852 beging der „Grand Orient" ein

---

6) Auf St. Helena sagte Napoleon I.: „Die Freimaurer tun einiges Gute. Sie haben die Revolution" (von 1789) „unterstützt, und noch in letzter Zeit haben sie dazu beigetragen, die Macht des Papstes und den Einfluß des Klerus zu hindern." („Memorial de Saint-Helene par Las Casas.") Er sagte aber auch: „Die Jesuiten sind die gefährlichste aller Gesellschaften, sie haben mehr Unheil angerichtet als alle die anderen." „Napoleon in exile: or a voice from St. Helena by O'Meara." Man erkennt an diesen beiden, die Gegensätzlichkeit des Freimaurerbundes und des Jesuitenordens betonenden und deren Tätigkeit richtig wertenden Aussprüchen, zu welchem Zweck Napoleon I. die Freimaurerei benutzen zu können glaubte. Man versteht aber auch damit die Bedeutung dieser freimaurerischen Selbstempfehlung für jene politische Lage in der sich Louis Napoleon jetzt befand.

großes Fest, auf dem der eintretende Großmeister Lucien Murat mit vielstimmigen Freudenrufen empfangen wurde. Denn der Präsident Louis Napoleon hatte für die jetzt besonders in den Vordergrund gerückten „wohltätigen Zwecke" dem „Grand Orient" einen größeren Geldbetrag übersandt. In dem Bericht heißt es sehr vielsagend:

„Ebenso begriff die Regierung des Prinzen Louis Napoleon die heilige Mission, welche er von der Vorsehung empfangen hatte.... In dieser Eigenschaft hat er mit Befriedigung die große Freimaurerfamilie ihrem Großmeister, dem Prinzen Lucien Murat, zujauchzen sehen, der so würdig ist, daß er ihm seine edlen Eigenschaften mitteile." Lucien Murat war dazu ausersehen, einen versöhnenden Ausgleich zwischen dem sich auf Jesuiten stützenden Louis Napoleon und der Freimaurerei herzustellen. Daher sagte er auch nach seiner Eidesleistung am 9. 2. 1852: „Sie haben Louis Napoleon zu erkennen geben wollen, daß Sie denjenigen an Ihrer Spitze zu sehen wünschen, der es sich immer zur Ehre geschätzt hat, stets im Einklange mit ihm gestanden zu haben. Dank, tausendmal Dank!...." Nämlich dafür, daß die Freimaurerei — wenigstens angeblich — mit Louis Napoleon im Einklang stehen wollte! Wahrscheinlich kannte Murat die Gefahr für diesen, wenn das nicht der Fall sein würde. Dann sagte er weiter: „Ich habe alle die Garantien, welche meine Ernennung ebensowohl der Regierung als dem Freimaurerbunde selbst bietet, recht wohl begriffen; ich begreife auch, daß es in Zeiten der Revolutionen und Unruhen, wie wir sie erlebt haben, Übel gut zu machen und Elend zu erleichtern gibt....[7])"

Der „Grand Orient de France" änderte angesichts dieser Lage sein Motto: „Liberté, Egalité, Fraternité" in die harmloser klingenden Worte „Charité et Fraternité" um. Als trotzdem die jesuitisch geleitete Zeitschrift „L'univers" mit ihren Angriffen fortfuhr, klagte — laut „Latomia" — ein hochgestellter Freimaurer, „daß übrigens bis zu dieser Stunde der „L'univers" noch nicht aufgehört hat, mit aller Heftigkeit gegen die Freimaurerei zu kämpfen, scheint am sichersten geeignet zu sein, die neuerdings laut gewordene Versicherung zu widerlegen, daß die Gesellschaft Jesu den Haß gegen die Masonen" (Freimaurer) „aufgegeben habe und sich derselben beim päpstlichen Stuhl anzunehmen beabsichtige."[8]) Man hört hier deutlich, wie schwer die Freimaurerei getroffen wurde und — von wem sie getroffen worden war.

Inzwischen wirkte die Napoleon-Propaganda, von bonapartistischen Haus- und Presse-Sklaven gemacht und von der Regierung unterstützt, ungehemmt im Volke fort. Die albernsten und schwülstigsten Traktätchen, Broschüren und Bilder wurden zu Spottpreisen, teils sogar kostenlos bis in die entlegensten Hütten der französischen Dörfer vertrieben. Bei der allmählichen Ausschaltung jeder anderen Meinung konnten diese Schriften ihre Wirkung gar nicht verfehlen. Mit den durch sie wachgerufenen ruhmreichen Erinnerungen an die siegreichen napoleonischen Feldzüge wurde ganz zweifellos auch ein echt empfundenes Nationalgefühl bei den Fran-

---

[7]) „Lucien Murat, seine Wahl und Installation als Großmeister des Freimaurerbundes in Frankreich", „Latomia", freimaurerische Vierteljahresschrift, 13. Band, Leipzig 1854.

[8]) „Latomia" a. a. O. 13. Band, Seite 228.

zosen lebendig. Aber dieser lebhaft empfundene Nationalstolz wurde sehr bald durch ganz bestimmte Tendenzen und Methoden in grenzenlosen Dünkel hineingesteigert und zu maßloser Eitelkeit verzerrt. Mit dem Namen Napoleon und der Staatsform des Kaiserreiches verband sich mehr und mehr der überspannte, imperialistische Gedanke, als die „Grande Nation" „à la tête de la civilisation", an der Spitze aller Völker marschieren — und diese folglich auch beherrschen zu müssen. Dieser phantastische Gedanke machte das französische Volk allmählich völlig blind gegen die politischen Tatsächlichkeiten. „Man muß sich durch diese Scharteken hindurchgewunden haben" — so schreibt ein zeitgenössischer Kenner dieser politischen Propagandaliteratur — „um den Charakter der französischen Massen zu begreifen: leicht entzündlich, generös, mystisch, hingegeben an das Ideal ihrer politischen Religion, das ihnen die Mühe des Selbstdenkens ersparte. ‚Er'" (d. i. Louis Bonaparte) „‚ist unglücklich gewesen, er denkt an die, welche dulden' — ‚Oh, wenn der Kaiser es wüßte!', der hilft allen." 9) Mit solchen und ähnlichen Worten trösteten sich die Franzosen bei allen schauerlichen Gewalttaten, angesichts der entsetzlichen Korruption, der empörenden Rechtsbeugungen, des unvorstellbaren Sittenverfalles und des sozialen Schwindels des zweiten Kaiserreiches. Sie hofften von Jahr zu Jahr, bis ihnen endlich, als es zu spät war — nach der Schlacht von Sedan — die allerdings sehr einseitige Erkenntnis kam, so daß an der Stelle des unter den Deutschen Siegesschlägen zusammenkrachenden jesuitisch-bonapartistischen Empires, die jüdisch-freimaurerische Republik wieder erstand.

Der Deutsche Kulturhistoriker Johannes Scherr hat als aufmerksamer zeitgenössischer Beobachter der Ereignisse von 1848—1871 die Ursachen dieser Erscheinungen in Frankreich besonders gekennzeichnet. Er hat damit — wenigstens in einer Beziehung — das getan, was Napoleon III. selbst in seinem so beweihräucherten Buche „Jules César" forderte: „L'historien doit .... découvrir le secret de la transformation des sociétés" („Der Geschichteschreiber soll ... das Geheimnis der Umgestaltungen der Gesellschaft offen legen"). Scherr schrieb nun über jene „Umgestaltungen" in Frankreich: „Bei Menschen, Parteien und Völkern ist es ein untrügliches Merkmal des Verfalls, wenn sie die Kritik nicht mehr vertragen können, in eitler Selbstüberhebung sich spreizend und nur noch in ihren Schmeichlern ihre Freunde erkennend. Solche Dünkelheimischkeit ist dann das rechte Ackerfeld für den Cäsarismus, den Jesuitismus und den Kommunismus, welche darum alle drei innigst wahlverwandt, jeder in seiner Weise die Volksschmeichelei systematisch organisiert hat und methodisch betreibt. Am verderblichsten wirkt dieses Gift, wann und wo es amtlich in alle Poren des Volkskörpers hineingepumpt wird. Die Franzosen haben das furchtbar erfahren. Hätten sie beizeiten sich warnen lassen, hätten sie, statt Gloire-Absynth hinabzuschlingen, das bittere Kraut der Wahrheit .... hinabgewürgt und verdaut, fürwahr, sie hätten sich nicht 20 Jahre lang von dem Dezember-Manne nasführen und tyrannisieren und schließlich von einem spanischen Weibe von sehr eindeutiger Vergangenheit und von der verhuel'schen Schwefelbande in einen unheilvollen Krieg hetzen lassen. Umgekehrt sind die Deutschen die

9) „Louis Napoleon Bonaparte", Hamburg 1859, Seite 92.



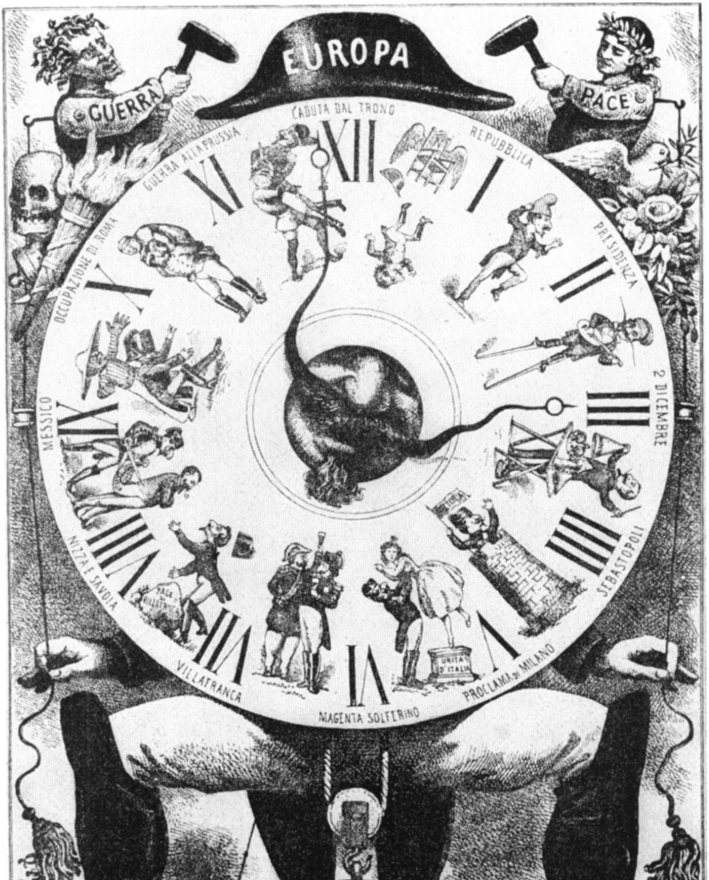
„L'empire c'est la paix", zeitgenössische Karrikatur Foto: Dr. F. Stoedtner

Auf seiner Propagandareise für das Kaisertum sagte der Präsident Louis Napoleon am 9. 10. 1852 zu Bordeaux: „L'empire c'est la paix" (Das Kaiserreich ist der Friede). Das Kaiserreich führte jedoch entgegen dieser Behauptung fortgesetzt Kriege. (Krim-Krieg, Krieg mit Italien, Kriege in Nordafrika und China, Krieg in Mexiko, Deutsch-französischer Krieg 1870.) Daher entstand diese bemerkenswerte Zeichnung. Bereits gleich nach jener Rede hatte das Deutsche, politische Witzblatt „Kladderadatsch" vom 7. 11. 1852 den Satz Louis Napoleons vorausschauend umgeformt in die gleichklingenden Worte: „L'empire c'est l'épee" (Das Kaiserreich ist der Degen). Angesichts der riesigen Börsenspekulationen und Unterschleife während des zweiten Kaiserreiches, an denen höchste Persönlichkeiten beteiligt waren, prägte man den Ausspruch in den ebenfalls gleichklingenden Satz um: „L'empire c'est la paye" (Das Kaiserreich ist die Zahlung [das Geld]).

Erklärung zu nebenstehendem Bilde:

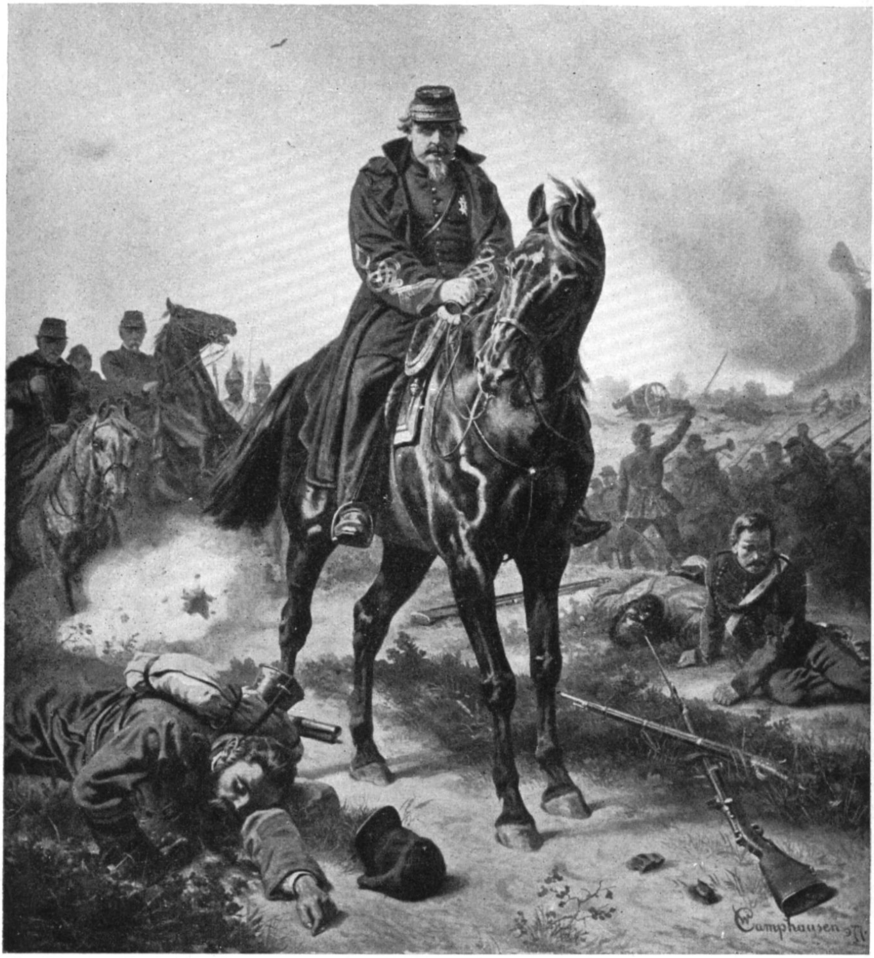
„Krieg" und „Frieden" hämmern wechselnd auf Europa und künden die Abschnitte im Wirken dieses Mannes. Seine Zeit beginnt mit

- I = Er betätigt sich politisch als Republikaner.
- II = Er wird Präsident der französischen Republik (die Darstellung als Bänkelsänger deutet auf die bonapartistische Agitation für das Kaiserreich hin, die selbst die Pariser Bänkelsänger für ihre Propaganda kaufte. Die Stelzen zeigen, daß er noch nicht auf festen Füßen steht).
- III = Der 2. Dezember 1851 beziehungweise 1852. Er macht sich zum Kaiser und enthüllt sein wahres Ziel.
- IV = Er beginnt den Krim-Krieg, der mit der siegreichen Erstürmung der Festung Sebastopol beendet wird.
- V = Durch das Attentat des Carbonaro Orsini bedroht und durch freimaurerischen Einfluß veranlaßt, greift er, der selbst abtrünniger Freimaurer ist, in den Krieg Italiens gegen Österreich ein und verkündet Einheit und Freiheit Italiens bis zur Adria.
- VI = Er verbrüdert sich mit dem italienischen König Victor Emanuel und siegt bei Magenta und Solferino.
- VII = Er ist jedoch jesuitisch gebunden und kann auf diesem Wege nicht mehr weiter; bricht den Krieg plötzlich ab und schließt trotz der Siege den Italien preisgebenden und schmählichen Frieden von Villafranca.
- VIII = Er trennt Nizza und Savoyen von Italien. Der italienische Staatsmann Cavour muß dies hinnehmen.
- IX = Er unternimmt die von den Jesuiten gewünschte mexikanische Expedition und zieht den mexikanischen Kaiserschwindel auf, der mit der Erschießung des Kaisers Maximilian endet. Der über die Augen gefallene Hut deutet an, daß er nicht mehr sieht, wohin ihn diese jesuitische Politik führt.
- X = Er verhindert die Besetzung und Einverleibung des Kirchenstaates durch das geeinigte Italien und leistet dem bedrohten Papst Hilfestellung.
- XI = Er beginnt, durch jesuitische Einflüsse angetrieben, den Krieg gegen Preußen-Deutschland. Darauf schlägt es
- XII = und der mit jesuitischer Unterstützung errichtete Kaiserthron wird im September 1870 durch die Freimaurerei gestürzt. Frankreich wird wieder Republik.



Eine im Jahre 1870 erschienene satirische italienische Litographie über den politischen Lebenslauf Napoleons III. Erklärung auf nebenstehender Seite.

Sämtliche Bilder aus dem in Kürze erscheinenden Werk Walter Löhde: „Ein Kaiserschwindel der ‚hohen' Politik"



Gemälde von W. Camphausen | Mit Genehmigung von F. Hanfstaengl, München

Napoleon III. im Granatfeuer bei Sedan

„Es gewinnt fast den Anschein, als hätte der Sohn von Hortense Beauharnais diesen letzten Tag seiner schon seit Wochen verblichenen Kaiserherrlichkeit nicht überleben wollen. Warum auch? — Er mußte ja merken, daß sein ‚Stern' im Begriffe wäre, in Blutlachen unterzugehen .... Die größenwahnsinnigen Träume seiner Jugend waren zur glänzenden Wirklichkeit geworden. Er hatte das knechtische Europa zu den Füßen des verlachten Abenteurers von Straßburg und Boulogne, des verachteten Schuldenmachers von London gesehen. Er hatte erfahren, wie hoch oder niedrig die Ehre der Männer und die Tugend der Frauen im Preise stände. Die menschliche Niedertracht hatte ihm die Überzeugung beibringen müssen, daß die Wahrheit ein Wahn und das Recht ein Wind wäre. Er hatte das Ei der Lust, der Eitelkeits- und Herrschsuchtsbefriedigung ausgeschlürft bis zum Grunde — fort mit der Schale. Sollte er noch weiter leben, um sich von demselben Menschenpack verfluchen zu hören, welches sklavenhaft vor ihm gekrochen war? — Nein! ..... Schon um 6 Uhr zu Pferde gestiegen, irrte Napoleon wie ein Gespenst mehrere Stunden lang auf der Walstatt umher .... Hier ... schlugen die Wurfgeschosse in seiner nächsten Nähe ein und töteten oder verwundeten Offiziere seiner Umgebung. Ihn selber traf keins, als ob die ‚geflügelte' Nemesis ihn mit Fittichen geschützt hätte, weil sie ihm den Tod auf dem Felde der Ehre nicht gönnen mochte." (Johannes Scherr: „1870—1871", 1. Band, Seite 410/20.)

Kerle, als welche sie sich in dem großen Jahre (1870/71) erwiesen haben, ganz wesentlich mit dadurch geworden, daß sie sich die schonungs- und rastlose Kritik, welche .... eine Reihe unerschrockener und unbeirrbarer Wahrheitsager an ihnen geübt hat, nicht allein gefallen ließen, sondern auch zu Herzen nahmen. Den Franzosen sagten ihre glatten Schmeichler: 'Ihr seid schon alles!' Den Deutschen ihre rauhen Kritiker: 'ihr müßt alles erst werden!' Beide Völker — das ist der ungeheuere Unterschied zwischen ihnen — glaubten, was man ihnen sagte und taten darnach. Hierin liegt das ganze Geheimnis der Deutschen Triumphe und der französischen Niederlagen." [10])

Am 14. 9 1852 unternahm Louis Napoleon im Rahmen dieser von den Bonapartisten betriebenen Propaganda eine damit in offensichtlicher Verbindung stehende Rundreise durch Frankreich, um dadurch dem Volk Gelegenheiten zu Kundgebungen für ihn und das Kaisertum zu bieten. Die Geistlichkeit beteiligte sich in hervorragender Weise an diesen recht wirkung- und prunkvoll aufgezogenen Reisen. Louis Napoleon begab sich, in einer Stadt angelangt, jedesmal sofort in die Hauptkirche und wurde von den Bischöfen und Priestern wie ein Monarch empfangen. Es ging etwa so zu wie in Shakespeares Drama „Richard III.", wo Buckingham, um das törichte Volk für den Königsschwindel des Herzogs von Gloster zu gewinnen, rät:

„And look you get a prayer-book in your hand,
Und stand between two churchmen ...."

(„Und nehmt mir ein Gebetbuch in die Hand,
Und habt, Mylord, zween Geistliche zur Seite....")

Louis Napoleon war jedoch gründlicher als Mylord. Sein Schwindel war ja auch wirklich, — d. h. größer als ihn je ein Dichter ersinnen konnte — er zeigte sich in Avignon nicht etwa nur zwischen „zween", sondern zwischen 500 Geistlichen, die sich zu seinem feierlichen Empfang versammelt hatten. Ein Triumphbogen trug die bezeichnende Inschrift:

„Vox populi vox Dei! Ave Caesar Imperator!"

(„Die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme!
Gegrüßt seist Du Cäsar und Kaiser!")

Auf dieser Propagandareise hielt Louis Napoleon auf einem Bankett jene Rede, in der die bekannten, sich durch die vielen dann von ihm geführten Kriege — wie alles, was er sagte — als Lüge erweisenden Worte gesprochen wurden: „Das Kaisertum, meinen manche, sei der Krieg; nein, meine Herren, das Kaisertum ist der Friede" (L'empire c'est la paix). Ein Wort, das später ein kluger Mann, der Tatsächlichkeit entsprechend richtig stellte, indem er nur ein gleichklingendes Wort auswechselte: „L'empire c'est la paye" (Das Kaiserreich ist die Zahlung).

Der Deutsche Geschichteschreiber Leopold von Ranke schreibt — allerdings als Zeitgenosse jener Ereignisse etwas hofmännisch — über diese Zusammenarbeit und Verbindung des seinerzeit noch regierenden Louis Napoleon mit der Kirche: „Der

---

10) Johannes Scherr: „Hammerschläge und Historien", Zürich 1878, Seite 224/26.

Klerus ergriff die starke Hand, durch welche seine eben gewonnene Stellung gegen die bei der Fortdauer einer republikanischen Verfassung zu befürchtende umstürzende Bewegung gesichert wurde. Er schlug es dem Fürsten, der noch Präsident war, hoch an, daß er durch seinen Einfluß und seine Waffen zur Wiederherstellung des Papstes in Rom hauptsächlich beitrug; die kirchlich-katholische Haltung, die der neue Machthaber bei seinen Reisen an den Tag legte, erweckte eine allgemeine Befriedigung. Er redete, sagen sie, wie Konstantin; in diesem Sinne ward er von der Geistlichkeit empfangen. Die kirchliche Partei glaubte selbst den Akt des 2. Dezembers vorbereitet zu haben; sie half denselben durch das einstimmige Votum ihrer Anhänger legalisieren. Die Bischöfe schlossen sich dem neuen Kaisertum an, welches in ihrem populären Ansehen und Einfluß eine seiner Stützen sah und dem kirchlichen Interesse wiederum verpflichtet war. Man sah Kardinäle im Senat des Reiches; die kirchlichen Bedürfnisse wurden bis auf die der Dorfkirchen herab im Budget berücksichtigt; die Ernennungen zu den bischöflichen Sitzen erfolgte nicht ohne Rücksprache mit dem römischen Hofe." [11])

Als Louis Napoleon von dieser letzten Reise nach Paris zurückkehrte, riefen bezahlte Schreier, Priester und bonapartistische Bonzen bereits auf allen Plätzen: „Es lebe der Kaiser!" Der angehende Kaiser nahm auch nicht mehr Wohnung in dem Präsidentenpalais des Elysee, sondern bezog bereits vielsagend das königliche Schloß der Tuilerien.

Am 21. und 22. 11. 1852 arbeitete wiederum die Plebiszitmaschine und am 2. Dezember — ein Jahr nach dem Banditenstreich —, am gleichen Tage, an dem der angebliche Onkel, Napoleon I., vom Papste als Kaiser gesalbt wurde, wurde Louis Napoleon zum „erblichen Kaiser der Franzosen" ausgerufen.

Das ersehnte Ziel — das Empire — war erreicht! Und „das Empire" — so hat ein Zeitgenosse geurteilt — „ist der Jesuitismus und die Korruption im Innern, die Bravade nach außen. Wenn das Innere ermattet hinsinkt, perinde ac cadaver," (gleich einer Leiche) „so wird ein Aderlaß nach außen appliziert. Wenn jede edle freie Regung im Inneren erdrückt ist, und Frankreich nur noch einer stummen, zahlenden und gehorsamen Herde gleicht, wenn die Symptome sich häufen, daß es so nicht weiter existieren kann: so kündigen ihm schmetternde Fanfaren an, daß es sich für die ‚Unabhängigkeit und Freiheit' — anderer Völker begeistern darf. Wenn der Despotismus, die Spionage, die Delation" (= Denunziantentum) „ihm die Kehle zuschnüren, daß man glaubt, es verröchele: so zieht der Empereur einen Vorhang auf und zeigt ihm den Kaiser Nikolaus, wie er auf dem Großtürken kniet, oder den Kaiser Franz Joseph, wie er Parma, Modena und Toscana am Stricke führt und mit demselben Stricke nach Turin hindroht. Wenn in der lautlosen Nacht des Empire schreckliche Seufzer aus den Gefängnissen laut werden, wenn das Stöhnen aus dem afrikanischen Sande über das Mittelmeer dringt und die verzweifelten Flüche aus der Glut des tropischen Guayana sich über den Ozean stehlen: so rührt der Empereur die Trommel wirbelnd, und erzählt von den Untaten der Russen zu Jassy und Bukarest und von ihren räuberischen Absichten auf Konstantinopel, oder

11) Leopold v. Ranke, „Die römischen Päpste", 9. Buch.

er beschreibt den Spielberg und den Carcero duro" (= der verschärfte Kerker), „zu Mantua und die Greuel der lombardischen Conskription und das Standrecht zu Bologna — sogar der vortreffliche Papst seufzt unter österreichischem Despotismus! Der Mann der Antithese, der die Kunst erfand, zu binden, was ewig sich flieht, als er Kaiser wurde, erfand er das Schiboleth[12]): Sklaverei im Innern, Chauvinismus nach außen, brutale Gewalt nach beiden Seiten, die eine gegen die Franzosen, die andere durch sie." [13])

Der österreichische Dichter Franz Grillparzer sagte indessen in einem kleinen, im Jahre 1852 verfaßten und „Napoleon III." überschriebenen Zeitgedicht:

„Von seiner Weisheit tönt ein Geschrei
Bis in Europas letzten Winkel:
Mir scheint er klug aus Schurkerei
Und dumm aus Eigendünkel."

Der Hof des zweiten Empire

Ein Deutscher Maler hat unlängst eine Orgie der sieben Todsünden gemalt. Er hätte den Schauplatz in die Tuilerien zur Zeit des zweiten Empire verlegen sollen. Wer die Schwelle dieses Palastes überschritt, verließ ihn nur befleckt wieder. Das Schloß war ein Lupanar und eine Räuberhöhle zugleich. Der Affe des angeblichen Onkels hatte seinen Hof auf dem byzantinisch-pompösen Fuß des ersten Empire eingerichtet. Aber hinter dieser steifen Etikette, welche zynische Sittenlosigkeit, hinter diesem bis zum Wahnsinn getriebenen Luxus, welcher Schmutz von Personalien, hinter diesen sklavenhaften Untertänigkeitsbezeigungen, welche gemeine Begehrlichkeit und lauernde Verräterei! Was für ein Menschen-Spülicht floß da aus und ein und ein und aus! Dezembermörder mit Marschallsstäben; oberste Justizmagistrate, welche die Vermittler machten zwischen den greisenhaften Gelüsten des Herrschers und der Habsucht käuflicher Weiber; Minister, welche Staatsgelder armvollweise in den unersättlichen Schlund der kaiserlichen Privatkasse schütteten, Militär- und Zivilbeamte aller Grade, welche ihre Anstellungspatente für Generallizenzen jeder Durchstecherei und jeden Unterschleifs ansahen und ansehen durften. Verlorene Söhne, welche ihre Väter denunzieren, verbuhlte Mütter, welche ihre Töchter zu verkaufen kamen; Prälaten, welche Generalabsolutionen brachten und dafür Brevete der Volksverdummung mit fortnahmen; Mouchards jeden Ranges, Phrynen aus Neigung und Buhlknaben von Gewerbe, Mönche von allen Farben und Jesuiten von allen Zonen, Falschspieler, Schwindelhuber, Kneipzotensängerinnen, Geisterbeschwörer — drängte, schob und stieß sich hin und her an dieser richtigen ‚cour de miracles'.

Johannes Scherr.

---

12) = hebräisch, d. h. das „Kennwort" mit Bezug auf die Zugehörigkeit zu einer Partei, hier des Jesuitismus. Auch als „Paßwort" in der Freimaurerei gebräuchlich.
13) „Louis Napoleon Bonaparte", Hamburg 1859, Seite 97/98.

Skythenweisheit

Gedicht von Felix Dahn

Der Perserkönig hielt zu Susa Hof:
Aus allen Landen kamen die Satrapen*)
Und beugten in den Staub die stolzen Häupter;
Sie brachten alles Köstliche zur Schatzung:
Des Meeres Perle, und der Zeder Harz,
Der Edelstein des Bergs, des Stromes Gold
Ward reich zu Xerxes' Füßen hingestreut
Und fünfzig Könige dienten ihm beim Mahl. —
Da war ein Mann aus Skythenland gekommen, —
Kein König: ohne König sind die Skythen —
Nichts schatzend: denn die Skythen schatzen niemand —
Geraubte Rosse heischend, welche Knechte
Des Königs aus dem Grenzgebiet entführt,
Nur seine beiden Knaben sein Geleit. —
Der Mann fand Gnade vor des Königs Augen,
Weil er so anders war, als seine Sklaven.
Er nötigt ihn, zu bleiben Tag um Tag,
Ob längst der Zweck, um den er kam, erreicht;
Er zeigt ihm seine Schätze wie sein Heer,
Der Priester Weisheit und der Frauen Reiz:
Für alles hat der Gast ein sinnig Auge,
Und, wenn er redet, stets ein sinnig Wort.
Und als der Tag des Scheidens nun gekommen,
Da spricht der König: „Höre mich, Borast,
Ich darf nicht hoffen, dich zurückzuhalten,
Denn deine Seele hängt an deinem Volk;
Doch laß die Knaben mir, ich will sie hier
Mit meinen eignen königlich erziehn
Und dir sie reich und weise wieder senden.
Du willst nicht? Schüttle nicht das Haupt, Borast!
Du mußt doch selbst gestehn, es birgt mein Hof
Viel tausend Güter, eurer Steppe fremd.

*) Satrapen sind persische Statthalter, oft Volksaussauger.



Verschmähst du alle Schätze, wohl, so können
Von unsern Magiern**) deine Knaben lernen
Jedwede höchste, euch versagte Weisheit." — „Nein,
O König, laß mich ziehn mit meinen Söhnen.
Nur eine Weisheit gibts und diese, Xerxes,
Zu lernen komm zu uns ins Skythenland:
Hier ist sie nicht." — — „Nun", lächelte der König,
„Und welches wäre diese höchste Weisheit?"
„Sie ist:" sprach er und ging mit seinen Knaben —
„Den Tod nicht fürchten und die Wahrheit sagen."

**) Magier sind persische Priester, oft Traumdeuter und Zauberer.



Typhus

Erzählung

von

Heinrich Stieghorst

Die letzten Strahlen der Abendsonne lagen mit goldenem Leuchten über dem russischen Dorf.

Die Kanoniere der Munitionwagen rüsteten zum Aufbruch. Sie mußten während der Nacht Granaten und Schrapnells in die Batteriestellung fahren.

Der Sanitätsunteroffizier lief von Haus zu Haus und rief: „Morgen alle antreten zum Impfen!"

„Schön," sagte der Führer des achten Munitionwagens, Obergefreiter Witte, „wann und wo?"

„Um acht Uhr morgens in der Feuerstellung", erwiderte der Sanitäter und lief schwitzend weiter.

„Ich laß mich nicht impfen!" weigerte sich der Kanonier Töppel. „In meinen Körper kommt kein Gift!"

Der Wagenführer lachte gutmütig: „Rede kein Blech, Hugo. Du säufst ja auch Schnaps und rauchst Tabak. Ist das kein Gift?"

„Das Impfen nützt nichts!" beharrte Töppel eigensinnig bei seiner Meinung.

„Ob es was nützt oder nicht, das hast du nicht zu entscheiden", entgegnete der Obergefreite mit langsam aufkommendem Ärger. „Das ist Sache des Arztes."

„Aber ich glaube nicht dran!" brüllte Töppel fuchtig.

„Du glaubst nicht dran?" dehnte Witte die Worte. „Wie willst du dich denn vor den Krankheiten schützen, vor Cholera und Typhus und was es sonst noch für bessere Sachen gibt?"

„Mich schützt mein Glaube hieran", ereiferte sich der Kanonier und tippte mit Überzeugung auf eine kleine Bibel, die er dauernd bei sich trug. „Und mein Gebet", fügte er hinzu und tippte auf Brust, wie vorher auf die Feldbibel.

„So", sagte der Wagenführer und sah Töppel an, als bekäme er ihn heute zum erstenmal zu Gesicht. Witte und auch die anderen Kameraden hatten oft genug gesehen, daß Töppel in der Bibel las. Er fand sogar auf dem Marsche Gelegenheit dazu, denn kaum hielt einmal die Batterie, um Mensch und Tier eine kurze Rast zu gönnen, und schon hatte Töppel seine Bibel vor der Nase und ließ in versunkenem Lesen den großen Zeigefinger über die kleingedruckten Reihen gleiten. Witte verstand solche Hingabe nicht. Bibel und Katechismus waren ihm schon als Kind fremd

gewesen, und seine Eltern hatten nichts getan, ihn zu einem anderen Sinne zu bekehren. Der alte Kleinbauer Witte, des Obergefreiten Vater, hatte in seinem Dorfe als Sonderling gegolten, was nicht hinderte, daß Männer und Frauen Rat bei ihm suchten, denn er war ein belesener und erfahrener Mann gewesen. In die Kirche kriegte ihn keiner. Der Pastor kümmerte sich nicht um ihn. Nur ein paar Tage vor des Bauern Tode war er bei ihm erschienen, um wenigstens vor der Öffentlichkeit seine Pflicht zu erfüllen und nicht in der Leute Mund zu kommen. Aber der Bauer hatte ihm, eben daß er die Schwelle übertreten hatte, mit gutmütigem Spott schon zugerufen: „Lassen Sie man, Herr Anders, ich spreche bald mit Ihrem Chef selber." Das hatte den Geistlichen dermaßen erzürnt, daß er den alten Witte bei dessen Beerdigung als schlechtes Beispiel für die Gemeinde hinstellte. Was wiederum den Sohn des Bauern veranlaßte, dem Pastor hinterher die Faust vor die Zähne zu halten und zum Schlage auszuholen. Nur das Eintreten der Pastorin hatte ein Unglück verhütet. Der Geistliche ließ sich versetzen, doch sein Nachfolger hatte Mühe, die Bauern insgesamt bei der Kirche zu halten. Die Sache mit dem alten und dem jungen Witte sprach sich herum, und wenn der neue Pastor sagte, Gott würde den Bauern strafen, dann mußten die Dorfbewohner lachen. Denn Witte war ein fleißiger Mann, beim ersten Hahnenschrei aus dem Bette, und abends der letzte in den Stiefeln. Korn und Vieh gediehen bei ihm, und seine alte Mutter ehrte er und ließ ihr nichts abgehen. In die Kirche ging er wohl, aber nur, wenn sonst niemand darin war. Denn er liebte die schönen Formen des ehrwürdigen Baues, betrachtete mit Nachdenken die darin aufbewahrten Gegenstände einer alten versunkenen Zeit und stand sinnend vor der Tafel mit den Namen der im Kriege Gefallenen. Die Lehre der Kirche war und blieb ihm fremd.

In dieser Hinsicht hatte der Obergefreite auch für Töppel kein Verständnis. Da aber der Kanonier seine Pflicht tat wie die anderen auch und niemand zu nahe trat, ließ Witte ihn gewähren. Jetzt allerdings handelte es sich nicht um gegenteilige Anschauungen von Gott und der Welt, hier ging es einfach darum, daß Töppel sich einem gegebenen Befehl entziehen wollte.

„Du gehst morgen mit zum Impfen," sagte der Obergefreite kurz, „oder — —". Er verschluckte den Rest des Satzes, denn er war kein Freund von Drohungen.

„Willst du mich melden, wenn ich nicht mitgehe?" höhnte Töppel.

„Nein," sagte Witte, „ich melde dich nicht. Wenn du nicht mit uns antrittst, schlage ich dich windelweich."

Scheu wich Töppel einen Schritt zurück. Er war ein gesunder, kräftiger Kerl, aber gegen den riesigen Wagenführer, der mit einer Zentnergranate umging wie mit einem Kinderball, kam er nicht an.

So stand denn Töppel am nächsten Morgen neben den Kameraden in der Feuerstellung. Ein Gefreiter saß hinter einer Liste und rief die Namen auf. Der Sanitätsunteroffizier tupfte dem Impfling eine Stelle der Brust mit Alkohol ab und drückte ihm dann ein Wattebäuschchen in die Hand mit dem Ersuchen, es nach der Impfung fest auf die kleine Wunde zu halten. Der Oberarzt nahm einen Mann nach dem anderen vor, stach ihm die lange Nadel in die gereinigte Stelle und ließ die Lymphe mit gleichmäßigem Druck in den Körper strömen. Der Arzt arbeitete sicher und

ruhig, trotzdem die russische Artillerie mit ihren Geschossen den Wald abstrich. Als jedoch eine schwere Granate ganz in der Nähe einhaute, warfen sich alle auf den Boden. Erde, Äste, Steine und Stahlsplitter regneten auf die bewegunglos Liegenden. Zu Schaden kam niemand.

Als der Qualm sich verzogen hatte, sagte der Gefreite: „Allerhand" und suchte mit dem Bleistift in seiner Liste. Dann rief er: „Der Nächste, Töppel."

Der trat hinter ihn und sagte: „Ich war doch eben dran. Vor dem Einschlag."

„So?" staunte der Gefreite, schüttelte ärgerlich den Kopf über seine sträfliche Vergeßlichkeit, machte schnell einen Strich hinter Töppels Namen und rief den nächsten auf.

Am anderen Tage marschierte die Batterie weiter. Heiß brannte die Sonne auf die Landstraße, die sich in der flimmernden Ferne verlor. Verdrossen, mit lechzenden Zungen, trotteten die schweren Pferde. Müde, mit ausgedörrtem Gaumen, marschierten die Kanoniere.

„Ein Königreich für ein Glas Wasser!" sagte Töppel heiser. Er saß auf der Deichsel des Munitionwagens, dicht hinter den dampfenden Pferden, und las in seiner Feldbibel.

„Quatsch!" knurrte Prechtel wütend und wischte mit dem Ärmel über das heiße Gesicht, in das Staub und Schweiß feuchte Rillen gezogen hatten. „Ein Königreich! Was für'n Quatsch!"

„Man kann leicht verschenken, was man nicht hat", wieherte Raddatz höhnisch.

„Ich geb' keine Mark für so'n bißchen Wasser", brummte Sattler, kniff jedoch plötzlich die Augen zusammen, und legte noch obendrein die Hand darüber, um in der sengenden Helligkeit besser sehen zu können. Ein froher Zug trat in sein Gesicht. Er stieß dem neben ihm marschierenden Witte den Karabinerkolben in die Seite und wies auf ein niedriges Lehmhaus, über dessen Strohdach der Schwebebalken eines Brunnens ragte.

Ohne ein Wort zu sagen, sausten die Kanoniere des achten Munitionwagens auf das Haus los. Sogar Töppel klappte die Bibel zu, schob sie in die hintere Rocktasche und rannte hinter den Kameraden her.

„Merkwürdig, daß die Batterie hier nicht gehalten und getränkt hat", wunderte sich Prechtel und ließ den an der Spitze des langen Balkens baumelnden Eimer in die kühlfeuchte Tiefe des Brunnens hinab.

„Vielleicht hat der Hauptmann den Brunnen gar nicht bemerkt", erklärte Witte des Batterieführers sonderbares Verhalten.

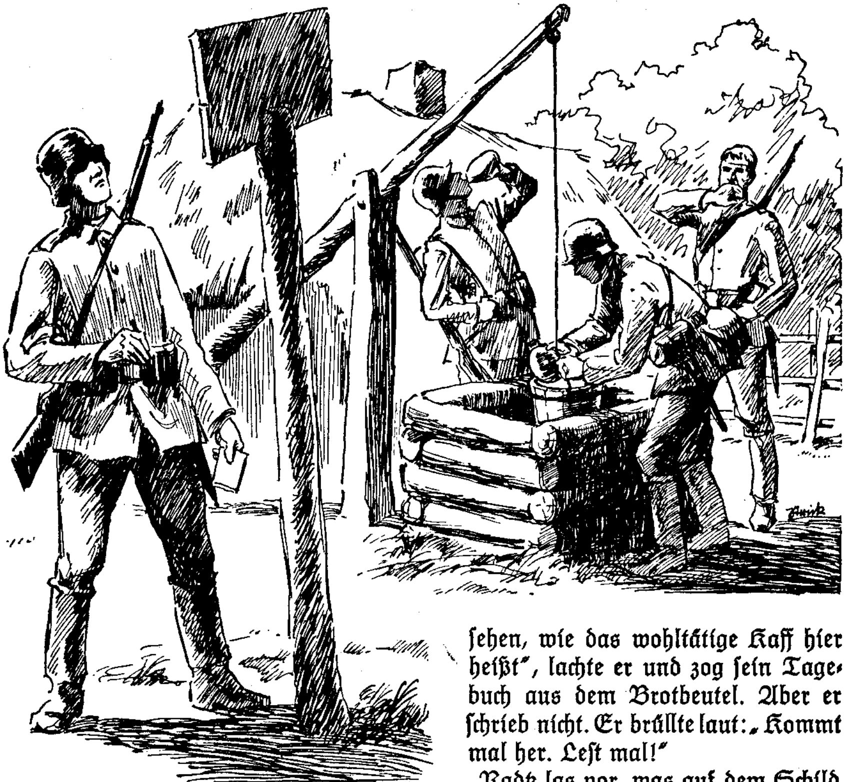
„Oder er wollte hier nicht halten", meinte Raddatz. „Und wenn der Alte nicht will, dann will er eben nicht."

„Aber wir wollen", lachte Sattler vergnügt und tauchte als erster seinen Blechbecher in den gerade heraufkommenden Holzeimer.

Sie tranken durstig und lange und füllten sich auch noch die Feldflaschen voll.

„Das tat gut", stöhnte Töppel wohlig und erfrischt.

Witte ging auf einen etwas abseits stehenden Pfahl zu, den sie in der Eile bisher nicht bemerkt hatten, um das daran befestigte Schild besser lesen zu können. „Mal



sehen, wie das wohltätige Kaff hier heißt", lachte er und zog sein Tagebuch aus dem Brotbeutel. Aber er schrieb nicht. Er brüllte laut: „Kommt mal her. Lest mal!"

Radtz las vor, was auf dem Schild stand:

Achtung! Nicht trinken! Typhusverdächtig!

„Verfluchter Hund, der das Schild umgedreht hat", schimpfte Witte. „Vielleicht hat er sich einen Spaß machen wollen", erklärte Sattler.

„Schöner Spaß das", sagte Töppel und steckte zwei Finger in den Hals, um Brechreiz zu erzeugen.

„Laß man, Hugo, es hat keinen Zweck mehr", stellte Sattler sachlich fest. „Die Biester, die Bazillen, sind jetzt doch schon in deinem Bauch."

„Ist ja nicht gewiß," suchte Töppel sich und die anderen zu trösten, „ist ja nur verdächtig."

„Jedenfalls werden wir jetzt erfahren, ob das Spritzen was nützt oder nicht", schloß Raddatz die Erörterung und ließ gleich den andern seine Feldflasche wieder leerlaufen.

Die nächste Zeit brachte schwere Gefechte, und die Leute vom achten Munitionwagen hatten keine Zeit, an die drohende Krankheit zu denken.

Sie werden wieder daran erinnert, als sie eines Nachmittags in einer niedrigen Panjebude saßen und ihre Waffen reinigten. Draußen bewegte sich ein trauriger Zug vorüber: Vorweg der Pope mit einem dicken schwarzen Buch in der Hand, dann ein kleiner Gaul vor einem kümmerlichen Gefährt, auf dem ein armseliger Sarg stand. Hinterher die schluchzende Witwe und ein paar Freunde des Toten mit stumpfen Gesichtern.

Witte nickte hinaus: „Typhus." Er blinzelte durch den Lauf seines Karabiners: „Hat mir der Sanitäter erzählt." Dann wandte er sich an Töppel, der mit aschgrauem Gesicht in einer Ecke seine Bibel las und leise Gebete murmelte: „Willst du deine Waffen nicht reinigen, Töppel?"

Der sah kurz auf: „Sofort." Aber er las weiter.

Der Obergefreite betrachtete ihn aufmerksam: „Sag' mal, Hugo, fehlt dir was?"

„Was soll mir fehlen", wehrte Töppel ab. Die Zähne wirbelten ihm im Schüttelfrost gegeneinander. „Ich vertraue auf mein Gebet, das mir Hilfe bringt."

Der Wagenführer warf noch einen forschenden Blick auf seinen Kameraden, sagte aber nichts mehr. Doch in der Nacht, als Töppel sich in wahnwitzigen Fieberdelirien auf dem Stroh wälzte, stand Witte entschlossen auf und rannte durch Sturm und Regen zum Sanitäter. Der kam sofort mit, stand aber ratlos vor dem Kranken.

„Was hat er?" fragte Prechtel. „Fieber", sagte der Unteroffizier.

„Das sehen wir selbst, du alter Uhu!" brüllte Witte wütend und voll Sorge um den Kameraden. „Welche Krankheit steckt dahinter?"

Der Sanitäter zuckte die Achseln und holte den Oberarzt. Der beugte sich kurz über den Kranken und ordnete an: „Packen Sie seine Sachen. Er muß sofort in's Lazarett."

Zehn Minuten später stand ein leichter Wagen mit zwei drahtigen Pferden vor der Tür. Die Kanoniere packten ihren kranken Kameraden in warme Decken, betteten ihn sorgfältig im weichen Stroh des Wagens und spannten Zeltbahnen zum Schutz gegen Regen und Wind darüber. Witte kletterte zu dem Sanitäter auf den Bock, ergriff die Zügel und hetzte die schlanken Pferde durch die stürmische Nacht. Im Morgengrauen hielten sie, mit schlagenden Flanken und Schaumflocken über dem ganzen Körper, vor dem Deutschen Lazarett in der kleinen russischen Landstadt. —

Die Batterie zog weiter, und die Wochen gingen in's Land. Es kam ein schöner Herbst. Einen Tag nach dem anderen leuchtete die Gottesnatur in verschwenderischem Glanz von Blau und Gold. Und eines Morgens — die Sonne funkelte in tausenden und abertausenden Tauperlen auf Halmen und Blättern — trat Töppel ins Quartier der Männer vom achten Munitionwagen. Witte lachte und sagte: „Da bist du ja wieder." Sie schüttelten sich die Hände, und dann kramte der vom Typhus Genesene all die Kleinigkeiten aus seinem Tornister, die er für die Kameraden aus der Etappe mitgebracht hatte, und von denen er wußte, daß sie den Beschenkten Freude machen würden. Ganz zuletzt fiel ihm noch ein Päckchen in die Hände, das er nicht gekauft hatte. Er dachte: Vielleicht hat Schwester Berta es mir

heimlich als Andenken in den Tornister geschmuggelt. Als er die Schnur gelöst hatte, fiel ihm eine Bibel in die Hand; seine eigene Bibel. Unschlüssig drehte Töppel sie hin und her. Er empfand keine Freude. Er dachte daran, daß ihn das fleißige Bibellesen und seine flehenden Gebete nicht vor dem Typhus bewahrt hatten. Nicht einmal zum Sterben hatten die Evangelien genützt, denn in den ersten Tagen hatte Töppel im Lazarett meist bewußtlos gelegen, und so hätte er mitgehen müssen, wenn der Sensenmann ihn bekommen hätte.

Und als seine kräftige Natur und die umsichtige Bemühung des erfahrenen Arztes den Kanonier wieder auf die Beine gestellt hatten, da sann Töppel oft und lange um Tod und Leben. Und er spann seine Gedanken über die Eltern zu den Ahnen, und bohrte grübelnd an der Entstehung alles Seins und Lebens, und stand zuletzt vor einem großen, unfaßbaren Gott, und die Bibel wurde ihm unnatürlich und widergöttlich, klein und fremd.

„Na, Hugo, denkst du an die Hochzeit zu Kanaan?" fragte Sattler mit gutmütigem Spott und stopfte die neue Pfeife. „Komm' her, hier ist Kaffee und Brot."

„I bin gleich wieder da", sagte Töppel und ging mit der Bibel in der Hand hinaus. Er schritt auf die große Holzbrücke zu, die kürzlich von den Pionieren über den Fluß gespannt war. Sie lag gelb in der blanken Morgensonne und roch nach frischem Holz. In ihrer Mitte blieb der Kanonier stehen, blickte um sich, und da niemand in der Nähe war, warf er die Bibel mit weitem Schwung in den Strom. Eine Weile schwamm sie noch auf dem schnell fließenden Wasser, dann griff ein Strudel nach ihr und riß sie jäh in die Tiefe.





Eine Begegnung in der Nacht

Kleine Geschehnisse aus dem Jahre 1923

Schon oft hatten die Einwohner eines märkischen Dorfes ihrer jungen Land-pflege-Schwester klar zu machen versucht, daß es nicht ohne Gefahr für sie sei, noch spät abends im Stockdunkeln allein über Land in ihrem recht großen Bezirk herumzuradeln, um Krankenbesuche zu machen.

„Dafzu jibbt et vill fzu vill schlechte Kerle hier uff die Szielgeleien", hatte erst gestern der Arbeiter Büttner wieder gewarnt. Und sein Schwager Wienke hatte, nicht ohne Erregung, hinzugefügt: „Die Balina*) Krimnal-Polfzei is doch alle Oogenblicke hier in die Jejend, um eenen schweren Jungen fzu suchen. Jrade vorse Woche ham se wieda eenen jeschnappt, un ob se's jlooben oda nich, Schwesta Friederike, det war eener von die fixesten Arbeeta uff unse Sziegelei. Da hatte jedacht, det se'n nich awischen, wenn a feste arbeeten täte."

Aber Schwester Friederike war heute doch wieder auf einer einsamen Landstraße mit ihrem Fahrrade unterwegs, trotzdem es beinahe Mitternacht war. —

Die alte Mutter Mehnke im Nachbardorfe hatte gleich früh am Morgen durch den Postboten bitten lassen, sofort zu ihrem mit ihr zusammenwohnenden, noch älteren Bruder zu kommen, der nach jahrelangem Siechtum sich plötzlich angeschickt hatte, aus dem Leben zu gehen. Immer schlimmer werdende Schwäche-Anfälle waren bei ihm aufgetreten, gegen welche alle Mittel des herbeigeholten Dr. Winkelmann wirkunglos blieben. Als die Tür wieder leise hinter dem zu andern Krankenlagern eilenden Arzte ins Schloß gefallen war, hatten die Lippen des Sterbenden geflüstert: „Uns' Schwesta soll nu kommen", und Mutter Mehnke hatte ihm die runzlige Wange gestreichelt und getröstet: „Jo, jo, Karle, ick hab' ihr schon rufen lassen."

Friederike war gekommen und war geblieben, bis es zu Ende mit ihm gegangen war.

Die späte Abendsonne hatte eben ihre milden Strahlen zum geöffneten Fenster herein ins ärmliche Stübchen geschickt, das davon im rötlichen Widerscheine eines herrlichen Abendhimmels erstrahlte, als der lebmüde Körper seinen letzten Atemzug tat.

---

*) Berliner.

Still hatten die beiden Frauen danach am Bette des Toten gestanden, jede auf ihre Weise der ernsten Weihe dieses Augenblickes ganz hingegeben. Und die von draußen hereinquellenden süßen Blütendüfte des warmen Sommerabends hatten den kleinen Raum durchflutet, als ob die Feierlichkeit der Stunde, in der ein Bewußtsein für immer ausgelöscht ward, gleichsam dadurch noch fühlbarer werden sollte.

Dann aber mußte an das viele Notwendige gedacht werden, was den Überlebenden, den Pflegern, welche dem Gestorbenen bis zuletzt beigestanden haben, stets zu tun bleibt. Es gab vieles zu ordnen, und als das Notwendigste erschien es Schwester Friederike, der alten Frau für die heute begonnene schmerzreiche Einsamkeit ihrer Tage mit liebevollen Worten Trost zu geben. Da war es wieder sehr spät für den Heimweg geworden.

Beim morgendlichen eiligen Aufbruch hatte die Schwester nicht daran gedacht, daß es erfahrunggemäß vorsichtiger sei, die Radlampe mitzunehmen. Doch die schimmernde Mondnacht gab genügend Licht, daß die Radlerin auch ohne Laterne den aus unzähligen Dienstfahrten her wohlbekannten glatten Fußpfad der alten holperigen Landstraße nicht zu verfehlen brauchte. — —

Langsam fuhr die inzwischen müde Gewordene nun an träumenden Feldern und Wiesen vorüber, dem Nachklingen der letzten ernsten Stunden in ihrem Innern lauschend.

Voll Andacht war diese innere Gelöstheit im Schweigen der Nacht! —

Aber jetzt? — Was ist das? — Wer springt dort von schräg vorne aus dem Gebüsch, ein leise zischendes „Hahlt!" mit fremdartiger Betonung ausstoßend?

Herunter vom Rad, und das Rad zwischen sich und den Gegner bringen! — Irgendwann in ihrer Kinderzeit hatte das jemand einmal gesagt, wußte Friederike plötzlich. Und kaum stand sie auf den Füßen, als der Kerl dicht vor ihr war. Im Mondschatten der alten Linde, unter welcher sie sich gerade befanden, konnte sie nur die Umrisse der Mannsgestalt erkennen, die blitzartig auf sie zugeschnellt war, um ebenso schnell wieder etwas zurückzuweichen.

„Ahch, entschuldiggän Sie, libbe Schwästärr, guttä Schwästärr!" kam es dann durch die Dunkelheit in undeutscher Aussprache.

Die auf das äußerste gespannten Nerven des jungen Mädchens lösten sich jäh.

„Warum halten Sie mich denn auf? Was ist denn?" Ruhig und sicher klang ihre Frage, obschon ihre Glieder ein wenig zu zittern begannen.

„Ahch, entschuldiggän Sie, bittä, guttä Schwästärr. Ihch dahchtä, es ihst ein Mahn."

„Ein Mann? — Ja, was wollten Sie denn von dem Mann?" Die Frauenstimme klang jetzt fast ein wenig belustigt.

„Ahch, — — — da — — da — da wollt ja bloß Feuärr habben."

Warum fiel die Antwort diesmal so stockend aus?

Einer von den polnischen Schnittern vom Rittergut wird es sein, dachte Friederike.

Aber eine heimliche Stimme in ihrer Brust fing zu mahnen an: Reden, weiter weiter reden, immer weiter reden!

„Streichhölzer habe ich leider nicht bei mir, schade", sagte sie deshalb freundlich, und die Freundlichkeit kam aus dem Herzen, wollte diese doch mit dazu beitragen, auch ihn vor einem Abgrunde zu schützen. „Aber wenn sie nachher bei mir vorbeikommen wollen, können Sie sich ja welche mitnehmen. Ich wohne beim Nachtwächter Büdersdorf im Hause. — Doch, Sie wollten ja nach der anderen Richtung gehen, nicht wahr? — Ach, es geht vielleicht auch mal ohne Streichhölzer, meinen Sie nicht auch?"

Auf diese Fragen wünschte sie aber allem Anscheine nach keine Antwort zu bekommen, weil sie sofort ein neues Thema anschnitt.

Denn es war in ihrem Innern ein Eigentümliches vor sich gegangen. Zusammen mit der wiederkehrenden Furcht war etwas Helles, ganz von ferne Kommendes in ihr lebendig geworden, herbeigelockt durch das gebrochene Deutsch des Polacken: Das Bild Ost-Oberschlesiens, des verlorenen Landes, in dem das Haus ihrer Vorfahren stand, — — des Landes, an das sie durch Geburt und ungezählte frohe und ebensoviele trübe, schwere Erinnerungen unlösbar gekettet war. — Wenn er etwa gar auch aus Ost-Oberschlesien wäre, zuckte es durch ihr Gehirn — dann hätten wir damit etwas Gemeinsames. Und wenn sein Gemüt noch nicht ganz verschüttet ist, so wird es ihn vielleicht freuen, wenn ich hier in der Fremde von der gemeinsamen Heimat zu sprechen anfange. Das würde eine gute Freude sein, die seine schlimmen Gedanken zerstreuen könnte. — Denn, daß die erste Hemmung, welche der unerwartete Anblick ihrer Schwesterntracht ihm auferlegte, nicht lange standhalten würde, war ihr gewiß.

„Sagen Sie mal," fing sie ohne vorherige Pause eifrig von neuem an, „ich glaube, wir beide sind Landsleute Ihrer Aussprache nach. Ich bin nämlich in Oberschlesien zu Hause. Oder kommen Sie direkt aus Polen?"

„Nu freillihch aus Oberschlesien." Seine Stimme war richtig verändert. „Aus Piekar! Abber dorte bihn ihch bloß geborren. Jetze chabb ihch paarr Jarre gearbeitet auf der Bismarckhitte. — Nu, und von wo sind Sie, Schwästärr?"

Das Übergehen dieser Frage wurde durch neue gute Worte der jungen Schwester wieder ausgeglichen.

„Nu seh'n Sie mal an —", unwillkürlich fiel sie in einen mehr ostdeutschen Tonfall, der ihr sonst nicht eigen war, „das hätt' ich auch nicht gedacht, daß ich heute Abend noch einen Landsmann treffen würde. Da freut man sich doch immer, wenn man von Oberschlesien hört!"

„Nu, nu," stimmte der Mann zu und wollte noch mehr sagen. Sie ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen.

„Aber, wissen Sie, ich habe keine Zeit mehr," sagte sie jetzt, und ihre Stimme klang warmherzig und bestimmend zugleich. „Womöglich werde ich im Dorfe von einem Schwerkranken erwartet. Also, lassen Sie sich's gut gehen," schloß sie die merkwürdige Unterhaltung ab und schwang sich auf ihr Rad, und schon im Fahren rief sie ihm noch ein beinahe fröhliches „Guten Abend!" zu.

„Gutten Abend! Dobra noc! dobra noc!*) Schwästärr", klang es von der Linde aus dem Munde des fremden Mannes zurück. — — —

Ja, es wurde für beide noch ein guter Abend, eine gute Nacht!

Körperlich todmüde von dem an Arbeit so überreichen Tage, konnte die junge Schwester dennoch lange keinen Schlaf finden, nachdem sie — ohne weitere Fährnis heimgekommen — sogleich ihr Lager aufgesucht hatte. Die überstandene böse Gefahr hielt ihre Nerven weiter in starker Spannung, und hellwach umkreisten ihre Gedanken die Erlebnisse der letzten Stunden. Vor ihrem geistigen Auge erschien immer wieder die dunkle, schattenhafte Gestalt des Wegelagerers, und deren Unheimlichkeit wurde ihr noch fühlbarer, als dann plötzlich das friedvolle Antlitz des toten Greises und die traurigen Augen in dem guten alten Gesicht der Mutter Mehnke vor ihr waren. Unwillkürlich verglich sie das Düstere, Unterwertige, das sich ihr als Anlaß zu der nächtlichen Begegnung dargetan hatte, mit der innermenschlichen Gediegenheit des alten Geschwisterpaares, welche kennenzulernen sie durch ihre häufigen Besuche bei dem siechen Alten genug Gelegenheit gehabt hatte. Und mit einemmale wachten in ihrer Seele in wachsender Lebendigkeit Fragen wieder auf, welche sich ihr, seit sie selbständig und allein im Leben — in diesem wechselreichen, bunten Leben — stand, trotz ihrer Jugend schon so oft aufgedrängt hatten — — die ernstesten, wichtigsten Fragen, die es für uns Menschenkinder überhaupt gibt: Die Fragen nach dem Sinn und dem Wert unseres Menschenlebens.

Die gottwache Antwort darauf liegt am lichten und erhabenen Ende eines langen Weges, der auch zu übersonnten Blumenmatten, aber öfter noch über Dornen und scharfe Steine, durch brennende Hitze und eisige Kälte und durch gänzliche Einsamkeit und Verlassenheit führt.

Nur ein Stücklein kam Friederike in diesen nächtlichen Stunden des Sinnens darauf vorwärts. Aber ist nicht jeder Schritt, der einen wahren Antwort entgegen, mehr wert als hundert gewanderte Meilen auf Straßen, die zu anderen Zielen führen? —

Kurz, viel zu kurz für den überanstrengten Körper des jungen Menschenkindes wurde die Zeitspanne für den Schlaf in dieser Nacht. Doch wie gering wog das gegen den Reichtum des Erlebens der Seele, den sie brachte!

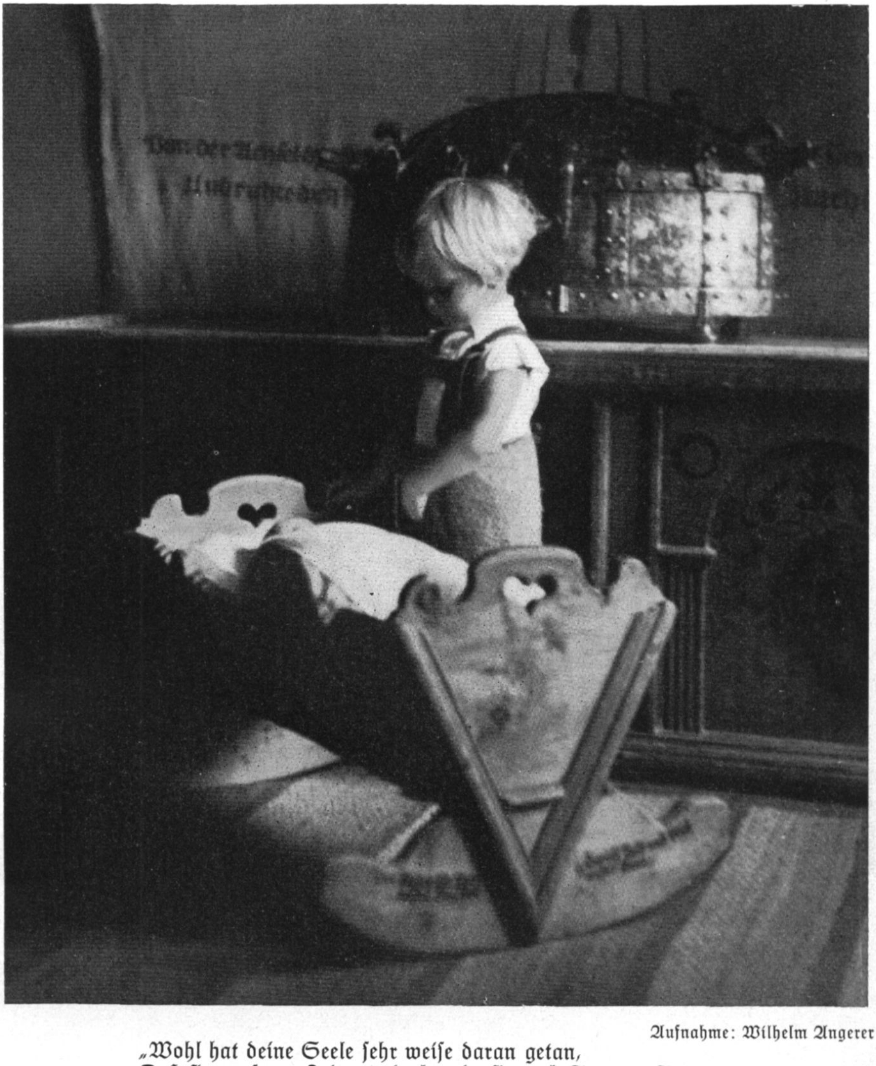
Ja, es war eine gute Nacht geworden! — — —

Den Landstreicher hatten seine Füße in den durchlöcherten Schuhen zu einer Scheune getragen, und bald schlief er einen festen Schlaf bis zum Morgengrauen.

Daß eine klare, gütige Frauenstimme ihn für diese Nacht von einem Absturz in gänzlich gottfernes Tun bewahrt hatte, — dieses jedoch blieb ihm ewig unbewußt.



*) Zu Deutsch: „Guten Abend!“



Aufnahme: Wilhelm Angerer

„Wohl hat deine Seele sehr weise daran getan,
Daß sie an ferne Zeiten gedachte, da sie noch Tag um Tag
Voll jubelnder Freude und auch voll Hoffen gewesen,
Da sie über die Mängel der Umwelt so köstlich noch siegte!
War denn wirklich das Heim, in dem du da lebtest,
Weit schöner als heute das Nestlein, das du deinen eigenen Kindern,
Die dir ‚deine einzige Labsal' jetzt sind, erbauen konntest?
War es nicht auch eben so klein und von Frau Sorge und nackter Not
Mit dem Unentbehrlichsten nur bedacht wie das Heim deiner Kinder?"

Aus der neuen volkstümlichen Dichtung Frau Dr. M. Ludendorffs: „Das Gottlied des Lebens erklingt auch Dir".



Einfarbige, verkleinerte Wiedergabe des Deutschen Kampfkalenders 1941

Der Deutsche Kampfkalender 1941

48 einfarbige Kunstdruckblätter 6 vierfarbige Kunstdrucktafeln und zweifarbiges Deckblatt, Preis 2.50 RM

„Wir wollen nun heute unsere Hörer abermals auf eine Auswahl neuerschienener Jahresweiser aufmerksam machen. Da sei zunächst der „Deutsche Kampfkalender" erwähnt, der im vorigen Jahr erstmalig in Ludendorffs Verlag, München, erschien und schon damals in weitesten Kreisen begeistert aufgenommen wurde. Die bildliche und textliche Gestaltung ist ebenso reichhaltig wie verschiedenartig. Alle Gebiete des kulturellen Lebens, der Geschichte, Dichtung und Natur werden umrissen und behandelt. In knapper, aber ansprechender Form geben die einzelnen Blätter, oft im Zusammenhang mit Erinnerungsdaten, umfassende Überblicke über große Deutsche Persönlichkeiten und geschichtliche Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit. All diesen Texten, wie auch den zahlreichen Gedichten sind 58 Bilder in Kupfertiefdruck beigegeben, **so daß dieser „Deutsche Kampfkalender", der nur 2.50 RM kostet, in jedes Deutsche Haus zu empfehlen ist."** (Bücherfunk vom 16. 12. 1937.)